Wochenschau

Heft 34 20. August 1939

Westdeutsche Illustrierte Zeitung des General-Anzeigers der Stadt Wuppertal



Aufn. Terra

Hertha Feiler, eine der erfolgreichsten Nachwuchsdarstellerinnen, in der Hauptrolle des Terra-Filmes „Flucht ins Dunkel"



Graf Ciano beim Führer Aufn. Presse-Hoffmann

Im Rahmen der Salzburger Begegnung des deutschen und des italienischen Außenministers wurde Graf Ciano in Gegenwart des Reichsaußenministers von Ribbentrop zu einer längeren Aussprache vom Führer im Berghof auf dem Obersalzberg empfangen



Faschistische Jugend marschiert nach Nürnberg Aufn. Presse-Bild-Zentrale

Der Marschblock der 60 Hitlerjungen aus dem Gebiet Tirol-Voralberg, die am Adolf-Hitler-Marsch nach Nürnberg teilnehmen, wird in diesem Jahr zum erstenmal von einer Abteilung italienischer Jugend mit ihren Feldzeichen begleitet. Stabsführer Lauterbacher verabschiedete die Einheiten am Brenner zu ihrem Marsch zum Reichsparteitag



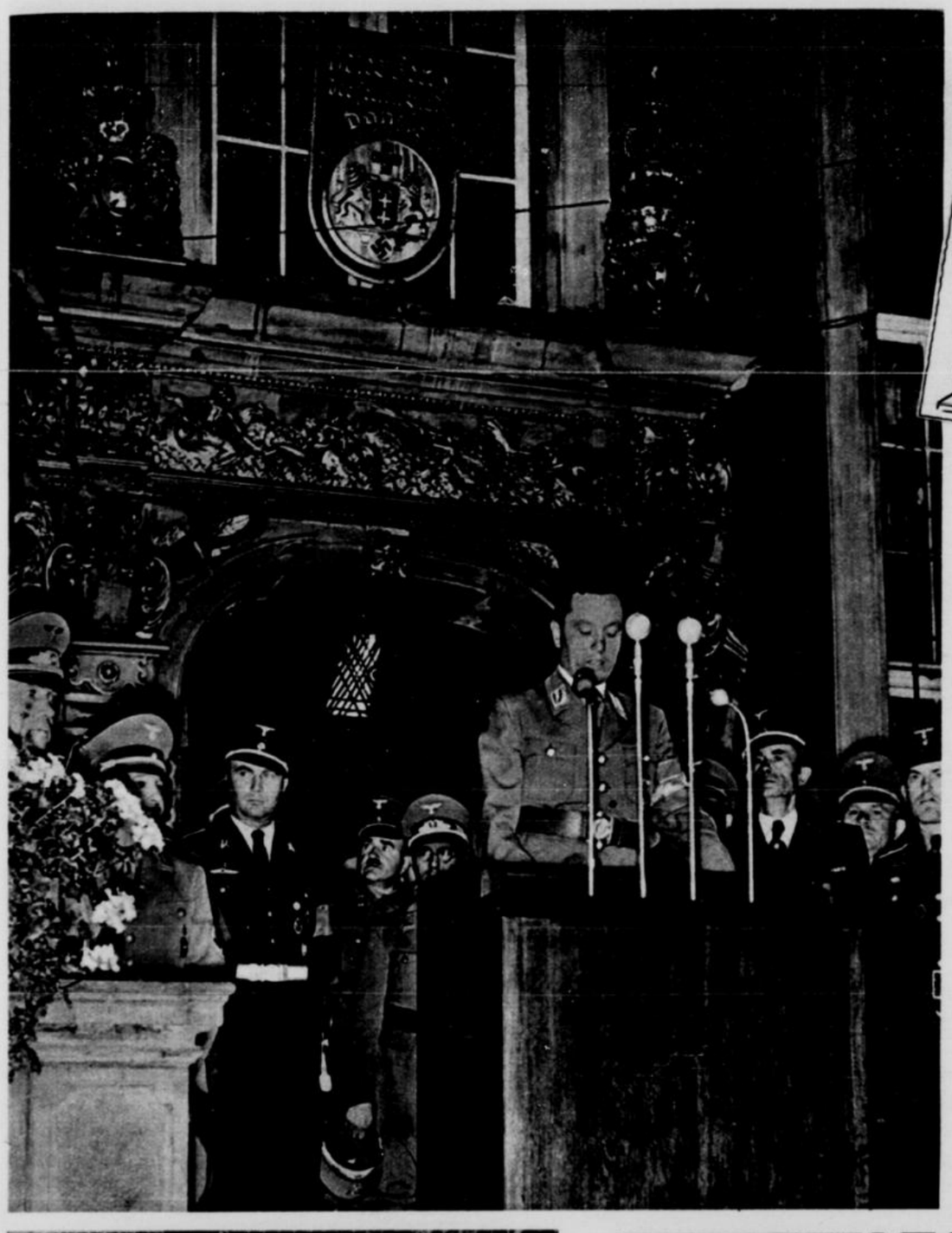
Dr. Goebbels bei einer Gondelfahrt in Venedig Aufn. Presse-Hoffmann

Anläßlich der Biennale in Venedig, an der Reichsminister Dr. Goebbels und Reichspressechef Dr. Dietrich teilnahmen, wurden die deutschen Gäste von der Bevölkerung jubelnd empfangen. Auf einer Gondelfahrt zeigte Minister Alfieri Dr. Goebbels die Schönheiten der Lagunenstadt

Ang. B 390 Bm.† | Ang. E 1078 Gst. | Fil. Oberdarm. †

Presse-Bild-Zentrale

am Adolf-Hitler-
einer Abteilung
terbacher verab-





Polen droht Danzig!
Wer aber auf dem Pulverfaß sitzt . . .
Aufn. Presse-Hoffmann

Links:

Danzig antwortet Polen

Zu einer eindrucksvollen Willenskundgebung des deutschen Danzigs gestaltete sich die große Rede Gauleiter Forsters, die er vor der gesamten Danziger Bevölkerung auf dem historischen Langen Markt in Danzig hielt. In ihr kam nicht nur ein aus tiefsten Herzen kommendes Bekenntnis zum Reich und seinem Führer zum Ausdruck; ebenso deutlich wie energisch protestierte das deutsche Danzig vor aller Welt durch den Mund seines Gauleiters gegen die polnischen Unverschämtheiten, Beschimpfungen und Drohungen, Danzig zusammenzuschießen. Unser Bild zeigt den Danziger Gauleiter Albert Forster bei seiner Rede vor dem Artushof auf dem Langen Markt in Danzig während der gewaltigen abendlichen Protestkundgebung
Aufn. Scherl



Ein glückstrahlender Sieger
Der Vierländerkampf im modernen Fünfkampf zwischen Deutschland, Italien, Ungarn und Finnland wurde für Deutschland siegreich beendet. Darüber hinaus konnte in der Einzelwertung Oberleutnant Lemp — Deutschland, den unser Bild mit seinem Ehrenpreis zeigt, als Sieger hervorgehen
Aufn. Schirner



Askari-Reliefs als Zeichen der Schutztruppen-Tradition
Anläßlich der 50. Wiederkehr des Tages, an dem die ehemalige Kaiserliche Schutztruppe von Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Südwest gegründet wurde, fanden in Hamburg mehrere Feiern statt. Dabei wurden auch eine Gedenktafel und die Askari-Reliefs, die sich am Eingang zu den Unterkünften eines Traditionstruppenteils befinden, enthüllt
Aufn. Scherl



Generaloberst von Brauchitsch sprach
in einem Betriebsappell, der von den Gefolgschaften in allen deutschen Rüstungsbetrieben im Gemeinschaftsempfang miterlebt wurde, im Düsseldorfer Rüstungsbetrieb der Rheinmetallwerke
Aufn. Presse-Hoffmann



ufn. Presse-Hoffmann
ölkerung jubelnd

Steinzeit-Menschen

von den letzten Ureinwohnern Australiens?



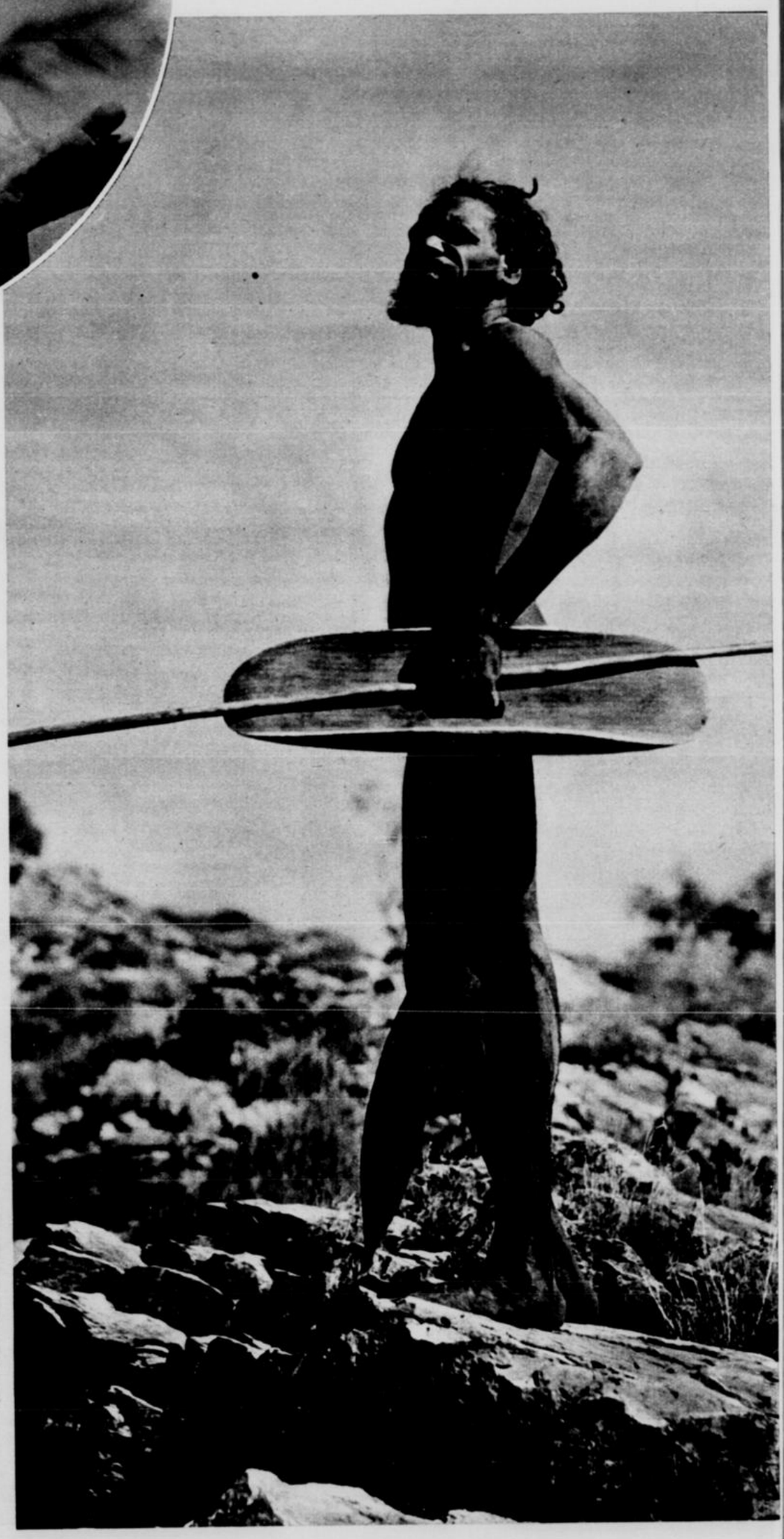
Vater und Sohn. Es ist kein schöner Menschenschlag, der den fünften Erdteil als Ureinwohner bevölkert

Die primitiosten Menschen der Welt sind die schwarzen Ureinwohner des fünften Erdteils. Viele Forscher neigen zu der Auffassung, daß der Neandertaler und der Australneger der gleichen Rasse seien.

Völlig nackt, nur mit Schmucknarben versehen und mit Kalk bemalt, ziehen Männer wie Frauen durch Busch und Steppe. Eine Behausung kennen sie nicht, höchstens eine Art Windschutz aus Zweigen, Baumrinde und Laub; sonst hocken und schlafen sie nackt auf der nackten Erde, wie Tiere. Ihre Werkzeuge sind die der frühesten Steinzeit: wie der Urmensch vor vielleicht fünfzigtausend Jahren verwendet der Australneger die Steinaxt und das Steinmesser; der Grabstock dient der Frau zum Graben eßbarer Wurzeln. Ackerbau und Viehzucht sind dem Wilden fremd. Seine Nahrung verschafft er sich hauptsächlich durch den Fischfang und die Jagd auf Känguruhs, Emus und Dingos. In seinem kümmerlichen Dasein bilden Maden und Würmer eine Delikatesse. Der Hungergürtel aus Bast, den



Fischfang in der Südsee. Ein mit dem Speer erlegter Riesenfisch wird mit Hilfe von Bastseilen ins Boot gezogen



Mit Speer und Schild. So geht der Steinzeitmensch auf die Jagd

Fischfa
scharf gesc
getrocknet

er um die
schon, daß

Trotz d
neger jedo
sich unwill
tausenden
und erst al
der bei ih
ist aber ei
Genauigkei
in schwirre
trifft, zum
Wurfholz,
geschleuder



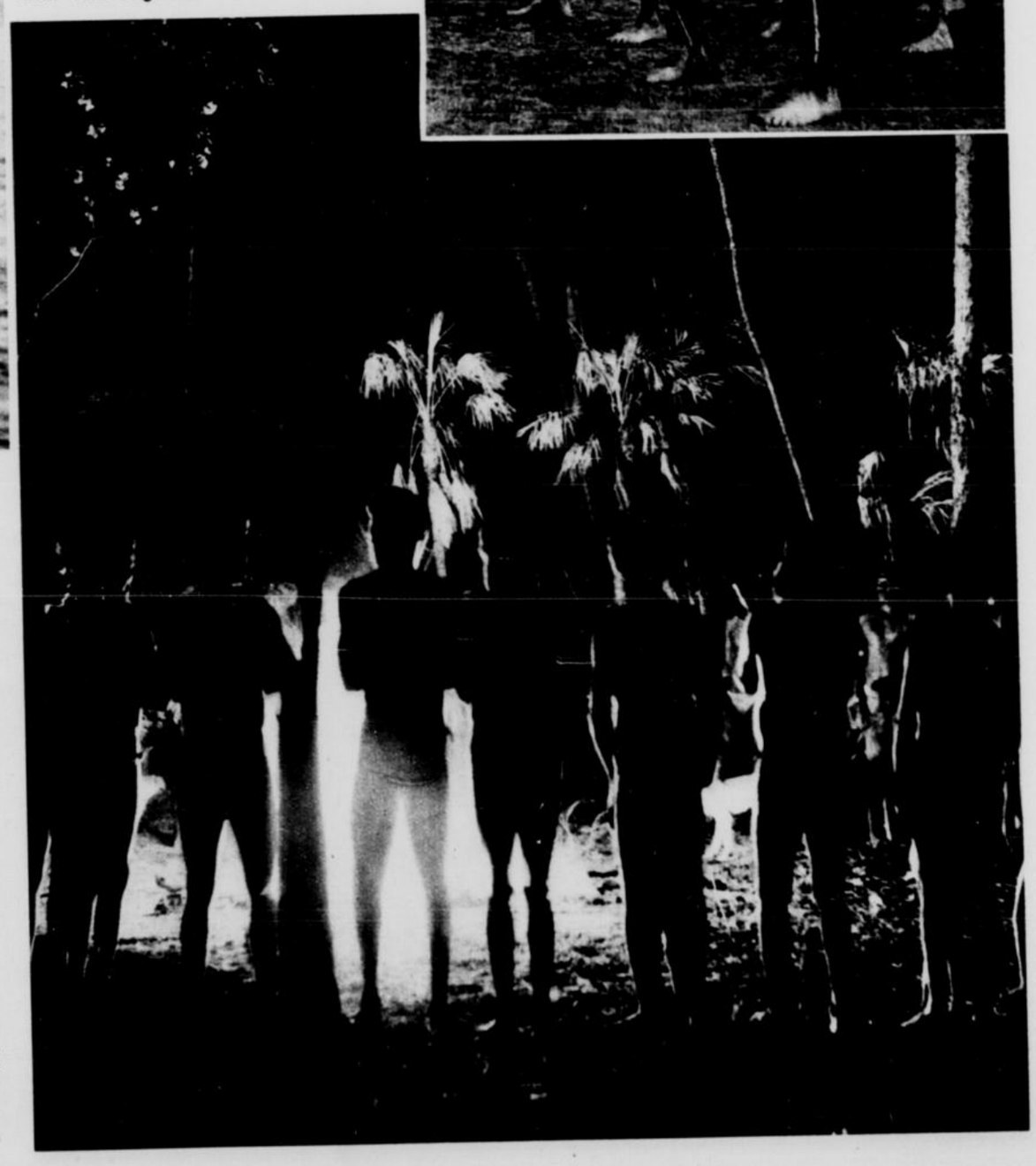
Fischfang mit dem Speer. Die Speerspitze ist messerscharf geschliffen, nachdem das Holz vorher über dem Feuer getrocknet und gehärtet worden ist



So geht es auf die Jagd. Um sich an scheues Wild möglichst nahe heranschleichen zu können, passen sich die Eingeborenen durch Bemalung und Beklebung ihres Körpers der Umgebung derart an, daß nur ein geübtes Auge sie zu entdecken vermag. Ihre Waffe ist der Bumerang



Rechts: Feierlicher Tanz. Von der Wiege bis zum Grabe wird das Leben des Wilden vom Totem beherrscht. Totem bedeutet die Abstammung von einem bestimmten Totemtier. Durch dieses als Symbol erkorene Totemtier (das man mit unserem Wappentier vergleichen könnte) werden alle Totemgenossen, auch wenn sie gar nicht blutsverwandt sind, „verwandt" und bilden eine Sippschaft oder einen Stamm. Hier wird zu Ehren des Sippentieres ein feierlicher Tanz aufgeführt



Spuk im Urwald. Wie es die Überlieferung lehrt, finden die Versammlungen der Sippe zur mitternächtlichen Stunde und im Scheine des Lagerfeuers statt

Aufnahmen: Dr. Hj. Unger

er um die hageren Hüften gebunden hat, verrät im übrigen schon, daß er kein großer Esser ist.

Trotz dieser erschreckenden Primitivität verfügen die Australneger jedoch über so erstaunlich vollendete Waffen, daß man sich unwillkürlich fragen muß, ob diese Menschen vor Jahrtausenden nicht auf einer höheren Kulturstufe gestanden haben und erst allmählich wieder so tief gesunken sind. Der Bumerang, der bei ihnen heimisch ist, sieht zwar furchtbar einfach aus, ist aber ein ganz kompliziertes Gerät, das mit mathematischer Genauigkeit errechnet und hergestellt werden muß, wenn es in schwirrendem Flug sein Ziel erreichen oder, falls es nicht trifft, zum Werfer zurückkehren soll. Auch das flache runde Wurfholz, mit dessen Hilfe der Speer über weitere Entfernungen geschleudert wird, als der stärkste Arm es vermöchte, ist ein technisches Instrument, dessen Entwicklung und Herstellung man sich bei so primitiven Menschen nicht recht zu erklären vermag.

Von den 62 000 Eingeborenen Australiens, die bei der letzten Zählung ermittelt werden konnten, leben rund 20 000 als Schafhirten und Viehtreiber in der Steppe oder als Staatspensionäre in den eigens für sie geschaffenen Camps. Die Ureinwohner-Missionen und Eingeborenen-Schutzgesellschaften versuchen in diesen Siedlungen krampfhaft, die Wilden mit unserer Kultur zu übertünchen, aber die Bekanntschaft mit der Zivilisation bekommt diesen Naturmenschen gar nicht gut, was ihre geringe Vermehrung und hohe Sterblichkeit zur Genüge beweist. Die übrigen 40 000 völlig nackt lebenden Schwarzen sind Nomaden und durchziehen das bis heute unerforschte Innere des Landes und die nördlichen Gebiete, die für den weißen Siedler zu ungesund sind.

Dr. Hj. Unger.

Der Tote vom Grand Canyon

ROMAN VON PETER MARIUS ZELL

Nachdruck verboten

1. Kapitel.

Der Wagen braust mit Rekordgeschwindigkeit über die Landstraße. Er läßt die blühenden Städte Kaliforniens hinter sich und schlägt die Richtung jenseits der großen Verkehrsstraßen ein. Kleiner werden die Städte und Dörfer. Der mächtige Personenwagen, eine Zweisitzer-Spezialkonstruktion der teuersten Automobilindustrie, fegt wie ein Blitz hindurch. Erschrocken bleiben die Menschen stehen. Diese wilde Flucht, die einem vom Teufel Gehetzten gleicht, grenzt an Wahnsinn.

Stundenlang geht die rasende Jagd so weiter, bis der Wagen in einem verödeten Dorf vor einem Lebensmittelmagazin hält. Es gleicht einer riesigen Scheune. Der Besitzer döst in der Sonnenglut vor der Tür. Bei ihm gibt es keine regelmäßige Kundschaft. Zu ihm kommen nur verwegene Typen aus der felsigen Einöde, die eine halbe Stunde entfernt liegt. Dort hat die Natur vergessen, Bäume, Sträucher und Blumen zu pflanzen, kein Fluß, kaum ein trübes Gerinnsel bricht aus dem trockenen Gestein. Nur Abenteurer, die nach dem großen Unbekannten suchen, nur verrückte Landschaftsmaler, die in dieser Einöde ein apartes Motiv erhoffen, oder Einsiedler, die das gesellschaftliche Leben fliehen, fühlen sich von dieser Landschaft angezogen, und mancher, der sich in die riesige Provinz der felsigen Einöde verlor, bezahlte seine sonderbare Sehnsucht mit dem Leben.

Der Inhaber des Lebensmittelmagazins blinzelt nach dem staubüberdeckten Riesenwagen. Mühsam erhebt er sich von seinem wackligen Stuhl und geht mit einem „Hallo!“ auf den Mann zu, der aus dem Wagen steigt. Der Fahrer des Wagens scheint es wirklich sehr eilig zu haben. Ohne weiteres geht er in das Innere des Lagerraumes und bezeichnet gleich kistenweise die Vorräte, die er mitzunehmen wünscht. Einen so großen Auftrag hat der Kaufmann lange nicht mehr erhalten. Der Fremde versorgt sich nicht nur mit Dauerbrot, Konserven, Dörrgemüse und Hülsenfrüchten, er nimmt auch einige Kanister Wasser mit, dazu reichliche Mengen Wein und schärfere Spirituosen. Der Kaufmann, der einen großen Teil seiner Vorräte schwinden sieht, kratzt sich bedächtig den Kopf und macht mit seinen runzeligen Händen die Bewegung des Geldzahlens.

Der Kunde lacht. Er schiebt die Autokappe vom Kopf und reißt den Verschluß des Autoanzuges auf. Der Kaufmann sieht einen großen, schlanken Burschen. Sein volles Haar ist zurückgekämmt, sein Gesicht ist regelmäßig, von fast antiker Schönheit. Nur in seinen dunkeln Augen glimmt etwas Verwegenes. Er nimmt aus der gefüllten Brieftasche eine Fünfhundertdollarnote, die der Kaufmann nach kurzer Prüfung als echt anerkennt.

„Ich habe es eilig!“ bemerkt der Fremde. Er hat eine scharf akzentuierte Aussprache mit etwas fremdländischem Einschlag. „Helfen Sie mir jetzt mit, die Sachen in dem Wagen zu verstauen.“ Man hat einige Mühe, die Kisten, Pakete und Kanister in dem großen Koffer unterzubringen. Ein Teil der Sachen wird noch mit festen Stricken daraufgebunden, der Rest füllt den Platz neben dem Führersitz aus. Nach einem reichlichen Trinkgeld verabschiedet sich der seltsame Kunde mit kurzem Kopfnicken, läßt den Motor aufheulen und brummt ab. Der Kaufmann sieht dem Fremden nach.

Aber bald verhüllt eine dicke Staubwolke die Sicht. Der Wagen ist verschwunden. Der Kaufmann schließt die Fünfhundertdollarnote sorgfältig weg, setzt sich wieder dösend in die Sonne. Wie erstaunt ist er, als nach kurzer Zeit der riesige Wagen wieder angeheult kommt. Der Fahrer steigt nicht aus, sondern winkt ihn zu sich heran.

„Ich habe noch etwas vergessen. Haben Sie so etwas wie eine Reiseapotheke?“ Der Kaufmann nickt. „Ich kann Ihnen Verbandzeug und einige blutstillende Mittel mitgeben.“ Der Fremde schüttelt den Kopf. „Darauf kommt es mir nicht so sehr an. Ich möchte gern einige Medizin mitnehmen, Tabletten oder so.“ Der Kaufmann stutzt. „Wo fehlt es denn?“ fragt er mitleidig, und jetzt sieht er, daß der Fahrer des Wagens Mühe hat, seinen Kopf aufrecht zu halten. Es scheint, als ob er infolge allzu großer Überanstrengung immer wieder nach vorn heruntersacken will. Rechts und links vom Nasenrücken bilden sich kleine Schweißperlen. Die Augen zucken nervös.



Blick von der Burg Cochem auf die Mosel
Im Vordergrund die sagenhafte Figur des Froschkönigs

Aufn. Hugo Epskamp

„Ich weiß es nicht. Geben Sie mir irgendein Zeug gegen Magenschmerzen, Unwohlsein und so etwas.“

Der Kaufmann stellt eine Reihe Medikamente zusammen, die der Fremde mit einer Fünfzigdollarnote bezahlt, ohne sich herausgeben zu lassen. Er bittet um ein Glas Wasser, löst darin zwei Tabletten harmloser Art auf, stürzt sie hinunter, wendet den Wagen und jagt in hohem Tempo der steinernen Einöde zu. Nur mit gewaltiger Konzentration seiner Sinne gelingt es ihm, das Steuer zu halten. Die Sonne sticht durch die Autokappe und bohrt sich wie glühende Nadeln in sein Hirn. Die trockene Luft zittert vor Hitze, und aus der Maschine strömen heiße Wellen über ihn hinweg. Allmählich beginnt sein Atem zu keuchen. Dennoch verringert er das Tempo nicht. Mit zusammengebissenen Zähnen prescht er vorwärts, trocken wird ihm der Gaumen, die Zunge bewegt sich wie mit Gummi überzogen in der ausgedörrten Höhlung.

Plötzlich ist es ihm so, als wenn die Landstraße mit ihm Karussell fährt. Er sieht die braungelben und kupferroten Felsen, die sich gegen den blauen Himmel mit ihren wilden Zacken scharf abheben, unter, über und neben sich. Alles gerät in drehende Bewegung. Übelkeit schießt in ihm hoch. Er hat noch gerade Geistesgegenwart genug, den Wagen abzubremsen und zum Halten zu bringen.

Seitlich sackt ihm der Kopf auf Arm und Schulter. Eine Weile bleibt er so liegen. Wirre Gedanken durchstürmen sein Hirn. Er kann sich seinen Zustand nicht erklären. Ist es die Aufregung der letzten Tage und Stunden, die eine völlige Erschlaffung des Nervensystems zur Folge hat? Ist es ein Hitzschlag oder sonst irgendeine plötzlich aufgetretene Erkrankung? Mühsam wendet sich der große, schlanke Mann im Wagen um und greift nach dem Paket mit den Tabletten. Kaum vermögen seine Finger die dünne Zellophanhülle zu zerreißen. Jede Anstrengung bezahlt er mit Bächen von Schweiß, die aus seinem Körper hervorbrechen. Vor seinen Augen beginnt es zu flimmern. Große, rote Flecke schwimmen in der Luft. Das kreisende Blut beginnt in den Adern zu stechen.

Er schiebt die Tabletten in den Mund. Auf der trockenen Zunge zergehen sie nicht. Er ist unfähig, sie hinunterzuschlucken.

Mit aller Gewalt versucht er seine Gedanken zusammenzureißen. Das könnte seinen Gegnern so passen! Und nun wallt spontan ein schrecklicher Gedanke in ihm hoch. Er sieht die seltsam lächelnden Augen derjenigen vor sich, mit denen er zuletzt gefrühstückt hat. Ihre Wünsche, als sie ihm „Glückliche Fahrt“ nachriefen, klingen jetzt wie Hohngelächter in ihm nach. Grell taucht ein einziges Wort in seinem Hirn auf:

Gift!

Seine Lippen zucken. Der Atem geht rasselnd. Er ist unfähig, sich aufzurichten oder auch nur eine Bewegung zu machen. Bleischwer sind alle Glieder. Es kommt ihm vor, als trüge er von Kopf bis Fuß eine unendlich schwere Rüstung. Sie hat keine Gelenke und keine Scharniere und preßt ihm die Luft ab, umgibt ihn wie eine starre, unbezwingbare Hülle. Zwischen dem

Ang. B 390 Bm.† | Ang. E 1078 Gst. | Fil. Oberdarm. †

Schaum, der aus seinen Lippen hervorkräuselt, bilden sich halbe Worte: „Schurken! Schufte!“ murmelt er erstickend.

Nochmals versucht er sich zusammenzureißen. Mit einem krampfhaften Ruck wirft er sich gerade in dem Wagen zurück. Jetzt ist es nachtschwarz vor seinen Augen. Stoßweise saugt er die heiße Luft wie durch einen glühenden Schwamm in die schmerzende Lunge.

Rasend wird der Schmerz in den Atemwegen. Er hat das Gefühl, als schwebe er frei in der Luft. Ihm wird leichter, aber er ist völlig gelähmt. In seinem Hirn überstürzen sich bunte Bilder. Er sieht sich auf den weiten Steppen eines entfernten Kontinents. Dann ist es ihm, als würde er aus einem Park gerufen, in dem er als Junge spielt. Er sieht eine blendendweiße Schloßtreppe. Eine Frau mit weißem Haar in silbergrauem Kleide breitet die Arme aus: „Komm zu mir, mein Junge!“ ruft sie.

Er läuft ihr entgegen, wird von ihr hochgehoben und fühlt den Kuß seiner Mutter auf seiner Stirn. Dann trägt sie ihn in das herrliche Schloß mit den großen, weiten Sälen. Diener öffnen die Türen, sie schreiten, nein, sie schweben durch die immer weiter und lichter werdenden Räume, bis es ganz hell wird. Er birgt das Gesicht am Halse der Mutter.

Dann jagt ein krampfhaftes Zucken schmerzend durch den Körper. Häßliche Worte geifern an sein Ohr. Er sieht hämische Gesichter von eleganten Männern und Frauen, die aber aus einer ganz anderen Welt stammen. Dann zerreißen die wogenden Nebel. Ein brünetter Mädchenkopf taucht auf. Es ist Julie. Langsam nähern sich ihm ihre Lippen. Er preßt sie an sich.

„Julie!“ haucht er mit letzter Kraft.

Dann gleitet sein Körper abwärts, gegen das Steuerrad.

2. Kapitel.

Über den von der Sonne ausgedörrten, steinernen Weg tappt laut singend Joe Wilkins. Hier und da hält er inne, rückt das schwere Bündel zurecht, das er auf dem Rücken trägt, und netzt mit winzigem Schluck seine Zunge. Unverdrossen schreitet er vorwärts, durch das grausame Geklüft der glühenden Steine.

Plötzlich bleibt er stehen. Er sieht etwas. Er legt die Hand beschattend über die Augen und will nicht glauben, daß es wahr ist, was er dort erblickt. An der rechten Wegseite steht ein riesiger, eleganter Sportzweisitzer. Die Karosserie blitzt in der Sonne. Joe Wilkins stößt einen Freudenjuchzer aus und beschleunigt seine Schritte.

Er muß mich mitnehmen, sagt sich Joe Wilkins, das muß er tun, das wird er tun, wenn es ein Mensch ist. Aber was wird das für eine Überraschung geben? Was hat ein Mann mit Auto hier zu suchen? Und warum hält er hier in dem Sonnenglast, wo einem die Strahlen senkrecht auf den Schädel knallen!

Das muß schon ein ganz wildgewordener Halunke sein, den irgend etwas überkommen ist. Sonst begibt sich doch kein normaler Mensch in diese Einöde. Während Joe Wilkins dies denkt, kommt er dem Wagen näher und näher. Er kann keinen Insassen darin erkennen. Sollten die Leute aus dem Wagen herausgeklettert sein, um eine Spritztour zu Fuß durch dies grauenhafte Geklüft zu machen?

Vielleicht gibt es noch mehr Menschen, die gehört haben, daß es in dieser Wüste unentdeckte Goldadern gibt. Joe Wilkins glaubt zwar selbst nicht daran, aber er glaubt auch nicht daran, daß er etwa bei den Farmern auf dem Lande oder als Telleraufwäscher in den Restaurationen der großen Städte jemals in seinem Leben die Goldader entdecken würde, nach der unsere Menschheit so sehr hungert und lungert.

Die einsame Natur liebt er. Sie gibt ihm mehr als der gekünstelte Luxus, den sich verschrobene Gehirne zusammengedacht haben. Ihn kümmern keine Frauen, die schließlich doch nur eine Last für ihn darstellen. Joe Wilkins liebt das unbeschwerte Dasein weitab vom Treiben und Tun der arbeitswütigen Zeit.

Er ist groß und kräftig, und wenn er wirklich für einen Farmer gelegentlich oben in Alaska Bäume fällt und sie auf Flößen, die über brausende Gebirgsflüsse abwärtsgleiten, ihrem Bestimmungsort zuleitet, dann hat er wieder für eine ganze Zeit die notwendigen Dollar zusammengescharrt, um sich mit seiner kleinen Ausrüstung und ein paar Lebensmitteln in die unentdeckte Natur zu begeben.

Inzwischen ist Joe Wilkins an den Wagen herangekommen. Er stößt ein überraschtes „Oi!“ aus und rüttelt den zusammengesackten Insassen an den Schultern. Der hin und her pendelnde Kopf fällt in seine breite Hand.

Joe Wilkins kaut durch die Zähne: „Armer Bursche. Dir war es sicher nicht an der Wiege gesungen, daß du in dem felsigen Eiland von Grand Canyon dein Leben aushauchen müßtest. Was mache ich denn nur mit dir?“

Er sieht sich hilflos um. Keine Menschenseele. Nichts als glühendes Gestein starrt ihm entgegen.

Joe Wilkins öffnet die Tür des Wagens. Der Tote fällt ihm in die Arme. Er zieht ihn aus dem Wagen heraus und legt ihn auf das rote Gestein. Dann nimmt er ihm vorsichtig die Autokappe vom Kopf und betrachtet das wächserne Gesicht.

Eine ganze Weile kniet er neben dem Toten und sieht ihn an. Seltsame Gedanken kommen ihm ...

Joe wirft sein Bündel von der Schulter, kramt in seinen Sachen herum und fingert einen kleinen, zerbrochenen Handspiegel heraus. Abwechselnd betrachtet er sich in der Scherbe, dann wandern seine Blicke wieder zu dem Toten zurück. Joes Gesicht hat gröbere Züge. Sein Mund ist breiter, und auch seine Nase ist fleischiger als die des Toten. Auch die Ohren des Toten, die fast frauenhaft klein sind und eng am Kopf anliegen, haben wenig Gemeinsames mit Wilkins' Männerohren. Eine direkte Ähnlichkeit besteht nicht, — lediglich im Typ, auch in der Körpergröße mit dem Manne, der nun so unendlich flach vor ihm auf dem Boden liegt, wie eben nur ein Toter daliegen kann.

Wilkins hat ein gutmütiges Herz. Fast ist es ihm, als habe er einen Bruder entdeckt, um ihn auch gleich wieder zu verlieren. Tränen blinken in seinen Augen auf. Seine Lippen murmeln: „Hättest mich in deinem schönen Wagen gern ein wenig durch das Leben fahren sollen, alter Junge. Was mußt du hier abkratzen und gibst dich mir als Leiche in die Hand!“

Dann steht der Wanderer auf. Er sinnt. Was soll er mit dem Toten anfangen? Er muß zurücklaufen und es gleich den Behörden melden. Aber vor zwei Tagen wird man nicht wieder hier zur Stelle sein, und auch dies nur unter der Voraussetzung, daß sich irgend so ein verschlafener Beamter in einem halbvergessenen Dörfchen dazu aufraffen kann, den Worten eines Landstreichers Glauben zu schenken. Man wird ihn auslachen und bestenfalls die Achseln zucken. Lohnte die Mühe und die Anstrengung, sich wegen eines Toten der Tortur einer so verwünschten Reise zu unterziehen?

Jäh beginnen ganz neue Gedanken und Ideen in dem großen, starken Burschen aufzutauchen. Er wird den Toten hier bestatten. Und wem gehört das schöne Auto? Und muß der Tote in dem teuern, weißen Ledermantel hier beerdigt werden?



Joe Wilkins versucht sich einzureden, daß er irgend etwas Unrechtes beginnen will. Aber ist es nicht ein Wahnsinn, fragte er sich immer wieder, den armen Kerl hier in der prallen Sonne liegen zu lassen? Die Tiere werden des Nachts kommen und wenig von ihm nachlassen. Wenn aber wirklich in diese Einöde sich irgendeine Bande verirrt, dann werden sie nicht lange zögern, dann fliegt der Tote in den Abgrund, und alles, was ihm gehört hat, geht in den Besitz der anderen über. Und schließlich ist das Leben ja auch gar nicht anders, denkt Joe, denn mehr als unsere nackten Körper bekommen wir nicht mit ins Grab. Der Rest gehört denen, die auf zwei Beinen herumlaufen. Hier in der Einöde hat die Natur ihre eigenen Gesetze. Hier herrscht, ähnlich wie bei den Fischern, denen nach dem Sturm die Wellen Schiffsladungen an die Küste werfen, das Recht des Strandgutes. Der Finder erbt und ist Besitzer.

„Armer Junge", seufzt der Mann wieder, beugt sich über den Toten, öffnet den Reißverschluß des Autoanzuges und sucht nach Papieren in der Brusttasche. Er zieht die Brieftasche aus weichem, kostbarem Leder heraus. Ein Bündel Banknoten gleitet heraus.

„Olala!" ruft Joe erstaunt. „Du hast dich ja gut in deinem Leben zu versorgen gewußt." Er untersucht die Brieftasche genau, findet aber kein Ausweispapier. Joe zählt die Summe nach. Es sind neuntausend Dollar, und diese Summe ist für ihn so gewaltig, so unermeßlich groß, daß er nur mit den Achseln zuckt und gar kein Gefühl dafür findet. Wären es dreißig Dollar gewesen, wären es sechzig Dollar gewesen oder achtzig, dann hätte sich Joe Wilkins gefreut. Wären es einige hundert Dollar gewesen, dann wäre er glückselig gewesen und hätte einige Jahre bedenkenlos davon gelebt. Aber neuntausend Dollar? Wie konnte ein Mensch überhaupt neuntausend Dollar besitzen und in bar bei sich tragen?

Joe las Bücher. Er hatte ja, bevor seine Eltern gestorben waren, eine gute Erziehung genossen. Aber dann hatte man ihn in der Welt herumgestoßen und Arbeiten verrichten lassen, die ihm zuwider waren; darum hatte er sich von den Menschen zurückgezogen. Er war kein Landstreicher im Sinne dieses Wortes, sondern ein Student der Landstraße. Er bildete sein Wissen durch Bücher weiter. Er hatte Gefallen am scharf geistigen Dialog, und wenn er durch die Landschaft wanderte, unterhielt er sich mit den Figuren, von denen er las, in Gedanken weiter, und sie besaßen für ihn, den Träumer, mehr Wirklichkeit als die Menschen, mit denen er zusammenkam.

Hat er einen Verbrecher vor sich? Wenn das Geld aus einem Raub stammte, wenn Blut daran klebte, dann will Joe Wilkins nichts damit zu tun haben. Das hätte ihm für sein zukünftiges Leben die innere Ruhe, die Glückseligkeit genommen, und es gab keine Summe — mochte sie noch so hoch sein —, für die er das Gefühl seiner Zufriedenheit, die auf einem ungetrübten Gewissen beruhte, verkauft hätte.

Also schiebt er das Bündel sorgfältig in die Brieftasche zurück, legt sie in den Führersitz und versucht, indem er die Taschen des Toten durchsucht, irgendeinen Anhaltspunkt zu finden. Vergeblich. Vielleicht hat der Tote keinen Ausweis. Der Inhalt der Taschen besteht aus einem goldenen Zigarettenetui, einem goldenen Füllbleistift, einigen Briefen, zwei Taschentüchern, einem goldenen Feuerzeug und einer brillantverzierten, dünnen goldenen Kapsel. Joe öffnet sie. Brünettes Frauenhaar wellt sich heraus.

„Armer, armer Junge", seufzt Joe, „und arme, arme kleine Frau. Sicher weißt du nicht, daß dein Liebling hier jetzt tot in der Felsenwüste daliegt."

Aber noch etwas ganz Merkwürdiges fällt ihm auf. In den Taschentüchern und in dem seidenen Hemd des Toten findet sich eine Krone eingestickt. Diese Krone hat keine Zacken, sondern ihre beiden seitlichen Flügel schließen sich herzförmig zur Mitte, wo sich ein kleines Kreuz befindet. Es ist eine ganz besondere Krone. Und Joe vergleicht sie mit der Gravur des schweren Ringes, den der Tote auf dem kleinen Finger der linken Hand trägt. Die Krone schwebt über dem Wappen, das rechts und links von Purpur und Hermelin eingehüllt ist. Er zieht den Ring vom Finger des Toten. Es ist eine wunderbar feine Ziselierarbeit. Er kann ganz genau die Zeichnungen, die dort eingegraben sind, erkennen. Das Wappen ist geviertteilt. Oben links befindet sich ein Stierkopf mit Hörnern, rechts davon ein Adler. Darunter erkennt er einen aufrecht stehenden Löwen und im letzten Feld eine Lilie.

Sorgfältig birgt Joe den Ring des Toten in einem kleinen Lederbeutel, den er auf der Brust trägt, und in dem sich sonst nur siebzehn Dollar, seine gesamte Barschaft, befinden. Dann hebt Joe den Toten auf und trägt ihn seitlich des Weges in den blauschwarzen Schatten eines überhängenden Felsens. Er geht zum Wagen zurück und beginnt mit der Untersuchung. Was er hier entdeckt, das setzt ihn doch ganz gewaltig in Erstaunen.

Das Lebensmittellager und ganz besonders der Inhalt der Flaschen machen ihm weit mehr Freude als etwa die Geldsumme. Immer tiefer langen seine Arme in den rückwärts festmontierten Autokoffer, und immer neue Schätze, lukullische Seltenheiten, die er nur in den Auslagen der großen Städte durch die Ladenfenster bestaunt hatte, fallen ihm zu. Da gibt es Schinken in Burgunder, Spargel und Zunge, Erbsen, Bohnen, Lachs und Kaviar. Und nun kann Joe nicht mehr anders: Er nimmt eine Weinflasche in die Hand, mit gewohnter Gebärde knallt er ihren Hals auf einen Stein und setzt die spitze Scherbe vorsichtig an den Mund und läßt den Inhalt in die ausgedörrte Kehle gleiten.

„Prost, alter Junge!" ruft er aus. Die Flasche fliegt in weitem Bogen über den Abgrund. „Von einem Toten wird man nicht jeden Tag eingeladen. Das muß gefeiert werden." Er öffnet eine zweite Flasche auf die gleiche Weise, dann reißt er eine Blechdose an ihrem Patentverschluß auf, greift mit den Fingern in das Corned beef und läßt es sich munden.

Nachdem er sich auf diese Weise gestärkt hat, wird ihm ganz anders zumute. Ihn überkommt eine ungeheure Fröhlichkeit. Sein Blut fängt an zu prickeln. Auch die Selbstsicherheit und die Entschlußfähigkeit wachsen mit dem gesättigten Magen.

Joe ist kein geübter Autofahrer. Er ist wohl mit irgendeiner alten Benzinkarosse hier und da von Farm zu Farm geschliddert, aber einen so großen, schweren Rennwagen kann er niemals heil irgendwohin bringen. Also hat ihn das Schicksal dazu ausersehen, eine ganze Weile im Schlaraffenland zu leben.

Allmählich nähert sich die Sonne immer mehr den scharf gezackten Rändern der hochgeklüfteten Felsen. Verträumt sieht er die goldübergossenen, fernen Zacken, die wie von der Hand eines Zyklopen gleich überdimensionalen Burgen auf die Zinnen der Steinkegel gesetzt wurden.

An diesem Abend und in dieser Nacht wird Joe Wilkins nicht zu frieren brauchen. Er wird sich den warmen Ledermantel des Toten überziehen und auf den weichen Polstern des Wagens schlummern, eine gute Kamelhaardecke wird ihn vor Frost schützen, das Verdeck des Wagens wird ihn wie das Dach eines Hauses beherbergen. Vorher wird er noch einmal gut essen und trinken und auch dabei nicht vergessen, auf denjenigen zu prosten, der ihm diese Herrlichkeiten hatte zukommen lassen.

Joe setzt sich in den Wagen, tut wiederum einen tiefen Zug aus der Flasche und säuselt dabei vor sich hin:

„Mein Junge, mein lieber guter Junge, möge es dir in den Gefilden des Jenseits immer annähernd so gut gehen, wie ich mich jetzt hier befinde. Dadurch, daß du in dein Paradies eingingst, lädst du mich einige Tage ein, im Paradiese zu leben. Möge es dir auch so gut gehen, ja, prost, es soll dir gut gehen! Auf dein Wohl, alter Junge! Prost, prost, prost!"

Joe Wilkins, der keine Antwort von dem bleichen Manne erhält, der im Schatten der Felsen liegt, geht diese Einsamkeit doch ein wenig auf die Nerven. Um zu merken, daß er selbst noch am Leben ist, stimmt er ein frohes Lied an.

„Wir leben gut, wir leben froh,
wie ist die Welt so wunderschön..."

Er hat den Text vergessen und singt mit rohen, unzusammenhängenden Lauten die Melodie weiter. Die Sonne sinkt. Und Joe Wilkins johlt laut in dem Wagen des Toten. Er hat einige Konservenbüchsen geöffnet. Voller Begierde kostet er von diesen und jenen Dingen, die ihm trefflich munden. Er probiert auch noch von dem Inhalt verschiedener Flaschen und winkt dabei den klaren Sternen zu, die wie große, glänzende, freischwebende Kugeln dicht über seinem Haupte blinken.

Mit einem Male fällt ihm der Tote ein. Joe Wilkins taumelt aus dem Wagen und sucht ihn im Dunkel unter dem zerklüfteten Gestein. Aber so sehr Joe sucht und sucht, er kann den Leichnam nicht wiederfinden.

Irgendein häßliches Gefühl steigt in seinem Rücken auf. Ihn überfällt eine Angst, wie sie Kinder peinigt, wenn sie über einen dunkeln Flur laufen müssen.

Er hält sich mit der einen Hand schwankend an der felsigen Wand fest.

„Ich bin betrunken, völlig betrunken!" schreit er in die Nacht, „sonst könnten doch die Toten nicht einfach aufstehen und davonlaufen!"

Dann brüllt er: „He, he, alter Junge, wenn du schon wegläufst, so nimm doch wenigstens deine Kleider mit. Du kannst doch nicht halbnackend in der Geisterwelt umherschwirren! So was tut doch kein Gentleman!"

Aber die Witze, mit denen sich Wilkins betäuben will, besitzen nicht die rechte Zugkraft, um ihn zu erheitern. Immer wieder versucht er, in seinem umnebelten Hirn sich vorzustellen, wohin er die Leiche getragen hat. Einige Male mißt er torkelnd den Weg zwischen dem Auto und der Felswand zurück. Immer wieder stößt sein Fuß an das zerklüftete Gestein; nirgends entdeckt er den toten Besitzer des Wagens. Nur spitze, felsige Steine türmen sich vor ihm; sie haben den toten Unbekannten verschluckt.

Ein wenig bedrückt schleicht sich Joe Wilkins zu dem Auto zurück und setzt sich wieder hinein.

„Das mußt du nicht machen, alter Junge! Wie kannst du mich denn so erschrecken? So was tut ein anständiger Toter nicht. Entweder man ist tot, oder man ist lebendig. Du hast kein vornehmes Benehmen, prost! Auf dein Gesundheit!"

Er nimmt wieder einen langen Zug aus der Whiskyflasche. Dann brummelt er vor sich hin: „Aber lustig ist es doch. Erschrecken kannst du mich nicht. Nein, du erschrickst den alten, guten Joe Wilkins nicht. Du — ich bin ein hartgesottener Bursche, und mit dem Erschrecken ist bei mir gar nichts zu machen. Auch nicht, wenn sich dein Geist jetzt als Figur auf den Kühler setzt, nein, mein Junge, tot warst du, so tot wie ein Karnickel ohne Kopf. Prost, du sollst leben — aber nur drüben im Jenseits! Hier ist es vorbei. Hier ist Joe Wilkins dein Erbe. Er wird dein Nachfolger, und nichts, gar nichts wird ihn davon zurückschrecken."

Wieder setzt er die Flasche zum Trinken an. Aber er kommt nicht dazu. Ein betäubendes Krachen zerreißt die Luft. Ein jäher Donner brüllt in seinen Ohren auf, Kanonenschläge prasseln durch die Luft, die Erde bebt wie von Vulkanausbrüchen erschüttert. Im Wagen klirren die Scherben zerberstender Flaschen. Joe Wilkins stößt einen langen Schrei aus und sackt, vom Polster rutschend, tief in den Wagen zusammen.

Dann ist es wieder ringsum still.

Aber Joe Wilkins bemerkt es nicht mehr.

Für eine lange Zeit hält sein umnebeltes Gehirn die Ohnmacht umfangen.

3. Kapitel.

Die Sonne steht bereits steil am blauen Firmament und schießt ihre Pfeile in das steinerne Chaos des Grand Canyon, da kommt Leben unter das Verdeck des Wagens.

Joe Wilkins klettert heraus. Immer wieder fährt seine große, breite Hand über das Gesicht. Es ist vom reichlichen Alkoholgenuß rot und gedunsen. Er kann sich kaum erklären, wie das alles gekommen ist. Frank und frei, mit wenig Geld im Beutel war er wie immer durch die Natur gewandert, um der Einsamkeit ihr Geheimnis abzulauschen. Und nun war er vom Schicksal eingeladen worden, an einem Gelage mit einem Toten teilzunehmen.

Er kann es noch nicht glauben. Dumpf erinnert er sich an den tosenden Donner, der ihn während seiner schweren Trunkenheit überfallen hat. Ein Blick hinter den Wagen — mit jähem Entsetzen erkennt er die Ursache.

Von der Straße ist nichts mehr zu sehen. In einer Entfernung von zehn Meter hat ein mächtiger Felsrutsch stattgefunden. Er erinnert sich jetzt ganz deutlich, daß an dieser Wegstelle der Fels über dem Pfad hing. Dort hat er auch die Leiche hingebracht, um sie vor den senkrecht brennenden Strahlen der Sonne zu schützen. Kein Zweifel: zuerst, als er am gestrigen Abend nach ihr suchte, war sie bereits unter Felsblöcken begraben. Dann hatte sich die Masse des unterhöhlten Gesteins weiter gelöst, und riesige Mengen des abbröckelnden Felsens hatten sich über den Weg, dem Abgrund zu, in Bewegung gesetzt und waren in eine Tiefe von achthundert Meter abgestürzt. Damit war das donnernde Geräusch, das ihn betäubt hatte, erklärt, und gleichzeitig weiß Joe Wilkins, daß niemand mehr die Leiche des toten Mannes auffinden würde.

Aber auch die Lage des Überlebenden scheint ihm nicht gerade aussichtsreich zu sein. Er wühlt mit den Händen in seinen Haaren, die Kopfhaut schmerzt, und vor den Augen schwimmt es. Wohl hat er hier und da im Kreise zechender Holzfäller schon einmal einen über den Durst getrunken. Aber so sinnlos hatte er sich noch niemals in einen Rausch versetzt, dazu hatten ihm die Mittel gefehlt.

Er ist nicht sehr zufrieden mit sich und brummt unflätige Worte, mit denen er sich selbst beschimpft. Mühsam pendelt er mit noch schwankenden Schritten auf das Geröll zu. Er versucht, darüber hinwegzuklettern oder wenigstens darauf so hoch zu steigen, um zu sehen, in welcher Breite der Felssturz den Weg zerstört hat. Aber es will ihm nicht gelingen. Nach einer Viertelstunde gibt er das zwecklose Bemühen auf und kriecht aus dem morschen Gestein, das unter seinen Füßen zerbricht, mit blutenden Knien und Füßen heraus. Im Wagen findet er zu seiner Freude und Überraschung einiges frisches Verbandzeug, um sich die Wunden zu säubern und zu verkleben. Dann geht Joe Wilkins daran, zu frühstücken. Wieder langen seine Finger in die geöffneten Blechkonserven. Er besiegt den Hunger, aber den Alkohol mag er nicht anrühren. Er denkt daran, das Wasser aus dem Kühler zu lassen, um den fürchterlichen, plagenden Durst zu stillen, der sich nach dem Alkoholgenuß einstellt. Da fallen ihm die Wasserkanister in die Hände. Mit zitternden Händen schraubt er das Verschlußstück auf und trinkt mit gierigen Zügen das laue Wasser. Es schmeckt schlecht, aber es löscht seinen Durst. Dann lehnt Joe müde gegen den Wagen und sinnt über seine eigentümliche Lage nach.

Soll er doch versuchen, den Wagen zu starten? Joe ist kein Feigling, aber er sieht ein, daß er auf diesem holperigen Wege, der scharf zwischen Geklüft und hart am Abgrund vorbeiführt, den starken Motor nicht beherrscht. Er wird also zu Fuß als Landstreicher weitergehen müssen. Er muß alles zurücklassen, denn in der Sonnenglut kann er sich unmöglich beschweren.

Aber vielleicht kann er sich doch noch einige Lebensmittel mitnehmen, statt des Dauerzwiebacks, den er als einzige Nahrung bei sich trägt. Er geht daran, den ganzen Inhalt des Wagens zu ordnen. Mit seinem schmerzenden Kopf und seinen zitternden Händen fällt es ihm reichlich schwer. Und die Sonne scheint zu alledem Gefallen daran zu finden, ihn mit ihren Strahlen zu peinigen, so daß er wütend die Faust hebt und gegen den gleißenden Ball am Himmel schüttelt.

Er wirft die Garderobe, die er dem Toten ausgezogen hat, nebst dem hellen Ledermantel und der Autokappe auf den Führersitz, dann entdeckt er unter den Lebensmitteln einen Reisekoffer mittlerer Größe. Aus der Seitentasche des Rockes entnimmt er die Schlüssel und schließt die vernickelten Schlösser auf.

Seidene Hemden, seidene Unterwäsche und Strümpfe, Krawatten kommen zum Vorschein. Auch ein Paar Schuhe, Handschuhe und ein Reisenécessaire mit Rasiersachen und und Spiegel sind darin enthalten.

Joe kann nicht anders. Er muß lachen. Er setzt sich auf die felsige Straße, beginnt sein stoppeliges Gesicht mit dem zarten Rasierkrem einzubalsamieren. Allzu gut hatte der Tote vorgesorgt. An alles hatte er gedacht, ungefähr so, als solle sein Nachfolger und Erbe in dieser Steinwüste zum Ball gehen. Aber hat denn dieser Mann nicht ein einziges Ausweispapier bei sich gehabt? Noch einmal durchsucht er alle Taschen des Wagens. Nichts findet sich, dagegen entdeckt er noch manches Paket, das gut verschnürt ist und dessen Inhalt er noch prüfen muß. Er nimmt ein solches Bündel vor sich auf die Knie, mit Zähnen und Fingernägeln löst er die sorgsam geknüpften Knoten, er faltet das Papier auseinander: Banknoten, nichts als sauber gebündelte Banknoten!

Joe schüttelt den Kopf. Seine Lippen murmeln: „Dieser Mann muß ein Banknotenfälscher gewesen sein. Sicher ist man ihm auf die Spur gekommen. Er hat versucht, im Grand Canyon Unterschlupf zu finden."

Dieser Gedanke gewinnt immer mehr Überzeugungskraft in ihm. Alles scheint ihm klar. Er ist davon durchdrungen, einen Verbrecher, den das Schicksal ereilt hat, gefunden zu haben. Hätte der Mann an einem Bankeinbruch teilgenommen, so hätten sich doch vielleicht Spuren eines Kampfes, Waffen, Gesichtsmasken oder andere verdächtige Dinge bei ihm finden müssen. So aber konnte es sich nur um einen Mann handeln, der eine Fälscherwerkstatt unterhalten hatte. Ihm war der Boden unter den Füßen zu heiß geworden, dann hatte er sich mit Lebensmitteln versehen und war in die Einsamkeit geflüchtet, um erst nach Wochen mit falschem Namen und Papieren wieder aufzutauchen.

Nur eins stimmte für Joe an seiner eigenen Berechnung nicht: Die Banknoten waren keineswegs neu, wie sie hätten sein müssen, wenn sie frisch aus der Fälscherwerkstatt gekommen wären. Einige von den Banknoten waren so abgegriffen, beschmutzt und zerfranst, kraus geworden und dann wieder geglättet, daß man ihnen ansah, wie oft sie ihren Besitzer gewechselt hatten. Sie waren wahllos zwischen den weniger abgenutzten Papieren gebündelt worden, wie es eben die Schalterbeamten machen, wenn sie Geld packen, abzählen und sortieren.

Joe Wilkins hatte nun einigermaßen ein klares Bild über das Erbe, das ihm in der Einsamkeit dieser verlassenen Steinwüste zugefallen war. Es bestand aus einem Wagen, den er nicht steuern konnte, einer reichhaltigen Garderobe und Toilettengegenständen, die ihm in der Einsamkeit recht überflüssig erscheinen. Hinzu kommt eine ungewöhnlich große Anzahl von Banknoten, für die es hier nichts zu kaufen gibt und von denen Joe nicht weiß, ob sie nicht etwa irgendeinem Verbrechen entstammen. Bleiben nur die Lebensmittel und Trinkvorräte, bei denen Joe es sich zwar eine ganze Weile gütlich tun kann, die er aber auch nicht mit sich schleppen kann. Mithin verliert er nur die Zeit, verwöhnt und schwächt seinen Körper und wird den Grand Canyon niemals durchstreifen. (Fortsetzung folgt)

Ypsilon

ROMAN von KARL HORN

8. Fortsetzung (Schluß) Copyright by Pressedienst der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart

Die Romanfortsetzung der vorigen Nummer schloß:

Also ganz im Ernst, sagt sie. Er nimmt eine Zigarette. Brasilien, hm. Längere Zeit in Brasilien, hm. Aber das darf natürlich nicht sein. Das geht doch nicht. Das darf und darf ganz einfach nicht sein. Ach was, er macht sich gar nicht erst die Mühe, sich an diesen unmöglichen Gedanken zu gewöhnen.

Da fällt ihm etwas ein.

Er ist vergnügt über seinen Einfall und sagt: „Was wollen Sie in Brasilien? Gehen Sie nicht ganz so weit. Gehen Sie zum Beispiel in die Türkei."

„Türkei?" Nun ist sie vergnügt. „Dann könnte ich Sie genau so gut fragen, was ich in der Türkei soll."

„Dort sollen Sie meine Sekretärin sein", sagt er kurz und bündig. „Es ist mir bekannt, daß Sie weggehen, um einen Beruf zu haben. Kommen Sie mit. Sie werden einen Beruf haben. Ich werde im Herbst in die Türkei gehen, um dort eine Bahn zu bauen."

Diesmal ist sie es, die sich fragen muß, ob es Ernst oder Scherz sein mag.

„Ganz im Ernst", sagt er, „ganz im Ernst, Fräulein von Sutten. Sie täten mir einen großen Dienst. Fräulein Andersen nämlich, die mitkommen sollte, wird Ihren Förster heiraten. Sie wird im Lande bleiben. Und ich bin nun in großer Verlegenheit. Wenn Sie ohnehin entschlossen sind, ins Ausland zu gehen..."

„Es steht alles fest", sagt sie, „es ist alles fest abgemacht."

Da sieht er sie mit einem Blick voller Bedeutsamkeit an. Er sammelt sich, indem er ihr ins Auge sieht, und sie fühlt wohl, daß etwas Entscheidendes folgen wird. Seine Worte spricht er langsam, er breitet sie gewissermaßen mit allen ihren Silben vor ihr aus: „Darum handelt es sich jetzt nicht, Fräulein von Sutten! Abgemacht oder nicht abgemacht, das ist unwesentlich. Es handelt sich auch nicht um das bißchen Geographie. Es handelt sich einzig und allein darum, ob Sie wollen oder nicht wollen."

Sie erschrickt. Sie errötet. Sie beschäftigt sich mit ihrem Teelöffel. Er hat in einem Ton zu ihr gesprochen, dessen Dringlichkeit den ganzen Umfang und die ganze Bedeutung dieser Worte anzeigte. Das Gespräch ist jetzt von ihm

T 22

„Ich glätte Deine Haut"

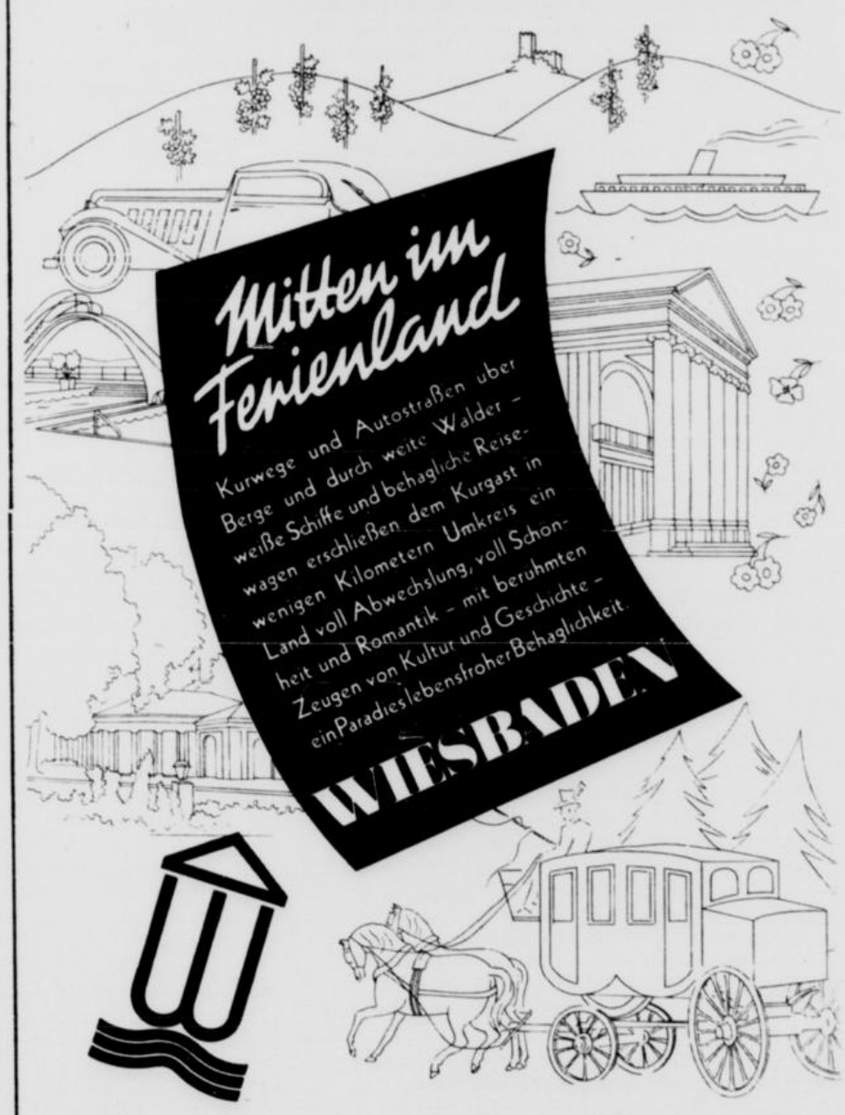
NACH DEM RASIEREN!"



Alle Männer, die mit einem starken Bart zu kämpfen haben, kennen diesen ewigen Ärger: Nach dem Rasieren brennt die Haut, spannt sich, es bilden sich Pickel und Hautentzündungen. Machen Sie es doch einfacher: nehmen Sie Tarr, dann bleibt die Haut glatt und geschmeidig, dann gibt es keine Reizungen der Haut mehr und Sie sehen immer tadellos aus.

★ Eine kostenlose Probe erhalten Sie von Scherk (Abt. 22 V.f.1) Berlin-Südende

Nach dem Rasieren Tarr — und morgen rasierst Du besser!



bis an die entscheidende Stelle vorgetrieben worden. Ja, das ist jetzt die Entscheidung.

Ob Sie wollen, oder ob Sie nicht wollen, hat er gesagt, darum handelt es sich jetzt.

Er läßt ihr Zeit. Sie hat den Blick gesenkt. Sie sieht einem Marienkäfer zu, der fleißig über die Tischdecke wandert. Sie sagt nicht ja, sie sagt nicht nein. Aber schon der Umstand, daß sie schweigt und sich mit all dem auseinandersetzt, schon der ist mehr als beglückend. Er zeigt an, daß ein Ja so möglich ist wie allerdings auch ein Nein.

Er läßt ihr Zeit. Es vergehen viele Minuten. Die Insekten summen im Flieder.

Auch er verfolgt den Marienkäfer mit den Augen. Er könnte ihre Hand nehmen, die auf dem Tisch liegt. Er könnte zu seinen Gunsten reden, er könnte sie mit einem Blick beschwören, er könnte vieles unternehmen.

Aber er unternimmt nichts. Er läßt ihr Zeit.

„Sehen Sie mal", sagt Carola schließlich, und sie bemüht sich, einen leichteren Ton zu finden. „Ist das nicht sehr leichtfertig von Ihnen? Ich finde es leichtfertig."

„Auch darum handelt es sich nicht!" unterbricht er sie rauh.

„Ja, ja", sagt Carola, „aber es ist leichtfertig. Stellen Sie sich das vor. Sie wollen hier einfach jemand vom Kaffeetisch weg engagieren. Sie kennen mich nicht. Sie wissen nicht, was ich bin und wie ich bin. Sie wissen ja auch gar nicht, ob ich den Aufgaben einer solchen Stelle gewachsen sein werde."

Er lächelt. Sie hat nicht nein gesagt. Noch immer ist das Ja möglich.

Da hat er einen neuen Einfall. Einen neuen, ganz großartigen Einfall.

„Was Ihre Fähigkeiten betrifft", sagt er, „so läßt sich das durch eine kleine Prüfung feststellen."

Er nimmt ein Notizbuch aus der Tasche, er legt es auf den Tisch und blättert. Es fällt ein braunes, trockenes Rosenblatt heraus, ehemals war es gelb. War das gewollt? War es ein kleiner Zufall? Legen neuerdings diese Ingenieure und Bahnbauer und Betonmenschen Rosenblätter ins Notizbuch?

Er reißt eine leere Seite aus dem Buch und legt sie ihr hin. Er legt ihr einen Bleistift dazu.

„Ich nehme an, daß Sie stenografieren können."

Sie geht auf das Spiel ein, sie nimmt den Bleistift.

„Ich werde Ihnen", sagt er, „einen Brief diktieren. Einen kleinen Geschäftsbrief. Sie können das Stenogramm auf der Maschine von Fräulein Andersen übertragen. Also schreiben Sie bitte... Wie ich Ihnen bereits mitteilte..."

„An wen ist der Brief?"

„Ach so, an ein gewisses Fräulein von Sutten. Adresse: Schloß Sutten bei Stubbenrode. Schreiben Sie... Sehr geehrtes Fräulein von Sutten, wie ich Ihnen bereits mitteilte, befinde ich mich in einer ernsthaften Sorge. Von einer auswärtigen Regierung ist mir der Auftrag zuteil geworden, die Leitung eines Bahnbaus zu übernehmen, der mich vermutlich anderthalb bis zwei Jahre in Anspruch nehmen wird. Ich habe diesen Auftrag angenommen, habe aber bis zum Augenblick noch keine geeignete Dame gefunden, die mich ins Ausland begleiten könnte, um während dieser Zeit meine Sekretärin zu sein. Wie ich aus bester Quelle, nämlich von Ihnen selber, hörte, sind Sie ohnehin entschlossen, ins Ausland zu gehen... diktiere ich zu schnell?"

„Nein."

„Warum schreiben Sie nicht weiter?"

„Ich werde das Fräulein von Sutten mündlich ausrichten."

„Wie Sie wollen. Aber der Brief geht weiter... Sehr geehrtes Fräulein von Sutten, ich wiederhole daher meine Offerte und frage hiermit bei Ihnen an, warum Sie sich dazu noch nicht geäußert haben. Da die Angelegenheit anfängt, immer dringender zu werden, bitte ich Sie, mir Ihre Zusage umgehend mitzuteilen. Ihre Zusage, wohlgemerkt. Indem ich Ihrer Nachricht gern entgegensehe, zeichne ich als Ihr sehr ergebener..."

Sie sagt: „Fräulein von Sutten wird sich das in Ruhe überlegen und Ihnen schriftlich antworten."

Er sagt: „Sie soll auf der Stelle antworten."

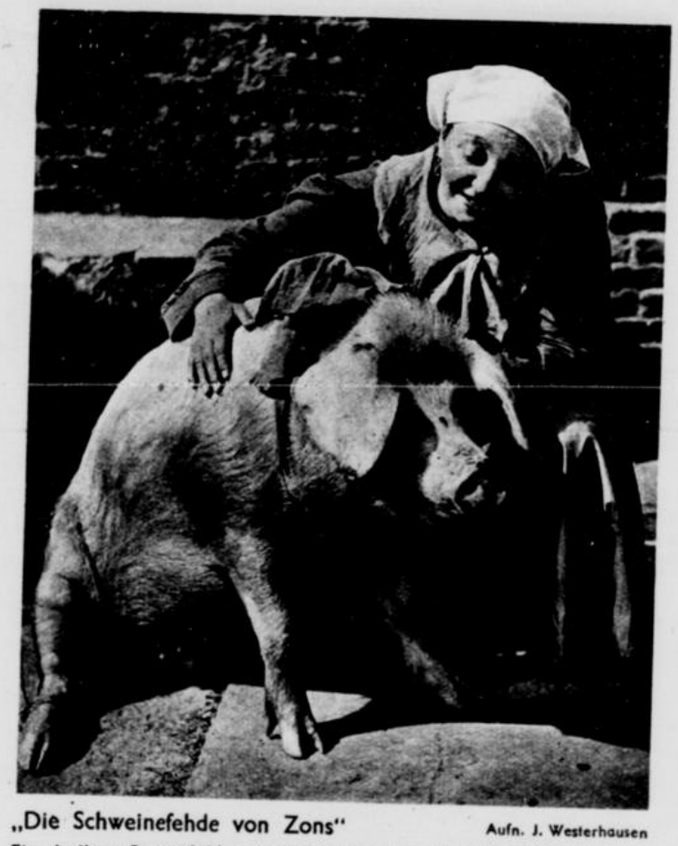
Sie antwortet, und ihre Stimme bebt ein ganz klein wenig dabei: „Sehr geehrter Herr Dr. Tamm, da Sie mir in Ihrem Schreiben keine Möglichkeit gelassen haben, nein zu sagen, sage ich gezwungenermaßen ja. Ich werde Sie als Ihre Sekretärin nach der Türkei begleiten. Carola von Sutten."

Er sagt: „Neuer Brief. Liebe Carola! Indem ich auf Ihr letztes Schreiben zurückkomme, danke ich Ihnen für Ihre Zusage. Von jetzt an werde ich übrigens bloß noch Du zu Ihnen sagen. Tausend Grüße Tamm."

Sie sagt: „Sehr geehrter Herr Dr. Tamm! Da es nicht Brauch ist, daß Chef und Sekretärin zueinander Du sagen, halte ich es für besser, beim Sie zu bleiben. Mit ausgezeichneter Hochachtung..."

Er sagt: „Liebe Carola! Aber als dein Mann werde ich doch wohl Du zu dir sagen dürfen."

Dann wurde diese ungeschriebene Korrespondenz abgebrochen. Niemand hat gesehen, was dann im Kaffeegarten geschah. Denn im Mai sind die Fliederhecken schon sehr dicht.



„Die Schweinefehde von Zons" Aufn. J. Westerhausen

Ein lustiges Szenenbild aus den historischen Freilichtspielen in Zons

XII.

Was übrigens den Bauer Christian Bartels betrifft, so hat ihm Gudelius seinen letzten Besuch gemacht, nun aber wahrhaftig den allerletzten.

Gudelius macht vorsichtig die Hoftür auf und sagt: „Tun Sie mir einen Gefallen, Herr Bartels, stellen Sie die Schippe in die Ecke."

„Warum?" knurrt Bartels giftig von der Seite.

„Ich kann mit Ihnen nur verhandeln, wenn Sie vorher alle Hieb- und Stichwaffen aus der Hand legen."

Bartels stellt die Schippe beiseite und ist nicht ein bißchen freundlicher. Er kann wie sein eigener Hofhund knurren.

„Und nun", sagt Gudelius, „müssen Sie Ihren Sohn rufen. Ich möchte Zeugen haben, wenn ich mit Ihnen verhandele."

„Krischan!" ruft Bartels. Sein Sohn heißt Christian, genau wie er.

Krischan kommt.

„Es steht schlecht mit Ihrem Vater", sagt Gudelius zu Bartels junior. „Ich weiß nicht, wie der Prozeß ausgehen wird. Weiß man das bei Prozessen? In der nächsten Woche soll Termin sein."

„Ja ja", sagt Bartels junior, „Vater wird schnell etwas hitzig."

„Vor Gericht", sagt Gudelius, „darf man das schon gar nicht. Das verschlechtert bloß die Lage. Aber das einfachste wäre natürlich, die Sache wird niedergeschlagen."

„Wenn das ginge..." sagt Bartels junior.

„Das geht", sagt Gudelius. „Unter Umständen geht das. Das heißt, das kommt auf mich an. Ich könnte die Klage zurückziehen, und dann findet der Prozeß einfach nicht statt. Aber das gehört nicht hierher. Deswegen bin ich heute nicht gekommen. Ich habe hier einen Brief. Lesen Sie die Adresse."

Krischan junior buchstabiert: „An die Ent — eig — nungs — kommi — ssion."

„Der Brief muß heute weg", sagt Gudelius. Geben Sie ihn wieder her. Aber auch das ist nicht der Grund, weshalb ich komme. Der Amtsrichter ist heute mittag im Krug. Das wollte ich Ihnen sagen. Es ist heute die letzte Gelegenheit, den Vertrag abzuschließen. Ich habe ihn in der Aktentasche."

Der alte Bartels hat bis jetzt eine Statistenrolle gespielt. Aber Vertrag ist sein Stichwort. Nun greift er ein.

Bartels hat nichts weiter als tiefste Verachtung. Er knurrt: „Kennen wir? Kennen wir! Den Vertrag kennen wir."

„Sagen Sie das nicht", wirft Herr Gudelius ein. „Es ist ein neuer Vertrag, Herr Bartels. Ich bin ermächtigt worden, eine Änderung daran vorzunehmen."

Bartels fragt hastig: „Steht der neue Stall im Vertrag?"

„Das nicht."

„Na also."

„Aber die Gesamtsumme", sagt Gudelius, „die Gesamtsumme für alles übrige, die ist um zweitausend erhöht worden. Zweitausend sind schließlich keine Kleinigkeit."

„Ich will meinen neuen Stall bezahlt haben", knurrt Bartels, „sonst ist alles für die Katz. Ich will meinen neuen Stall bezahlt haben!"

„Den neuen Stall", sagt Gudelius, „konnten wir nicht berücksichtigen. Das ist Ihnen oft erklärt worden. Die zweitausend, die sind auf das andere draufgeschlagen."

Nun hat Bartels junior einen guten Gedanken. Der Sohn sagt zum Vater: „Das kann uns doch gleich sein, Vater, ob die zweitausend für den Stall sind oder für was anderes. Geld ist Geld."

Gudelius sucht in der Aktentasche herum und findet eine Briefmarke. Er feuchtet sie mit der Zungenspitze an und klebt sie umständlich auf den Brief an die Enteignungskommission.

Das hat einen großen Erfolg.

Bartels senior und Bartels junior ziehen sich zu einer Sonderkonferenz zurück. Nachdem sie fünf Minuten miteinander geflüstert haben, erklärt Bartels senior seine Bereitwilligkeit, dies Schandstück von einem Vertrag zu unterzeichnen.

Alsdann ziehen sie sich abermals für eine Weile zurück. Als sie wieder zum Vorschein kommen, haben beide ihren schwarzen Sonntagsrock an, um Gudelius zum Krug zu begleiten.

* * *

Der Roggen wird gelb, der Roggen wird geschnitten. Der Roggen wird gedroschen.

So ist der Sommer vergangen, und die letzte Septemberwoche ist da.

Nun beginnt ein großes Räumen und Aufbrechen in Stubbenrode. Das Vieh wird in Herden über die Chaussee davongetrieben. Es kommen die großen bunten Autos der Wehrmacht, um bei dem Umzug zu helfen. Die Häuser werden leer, Stubbenrode wird ein totes Dorf. Am Ortseingang steht Wachtmeister Boldt, um das Gesindel abzuhalten, das sich möglicherweise in den leeren Häusern einnisten könnte.

Es werden in dieser Woche viele Tränen vergossen, im stillen und ganz in der Öffentlichkeit, es schämt sich keiner vor dem anderen, es geht einem wie dem anderen. So fahren sie von Haus und Hof. Sie sitzen auf den vollbepackten Lastautos oder auf den Ackerwagen und sehen so lange wie es geht auf den Kirchturm zurück. Aber allmählich verschwindet er hinter den Wäldern.

Jeden Tag ziehen welche. Die einen fahren auf die neuen Erbhöfe bei Schloß Sutten, die anderen ziehen nach Neu-Stubbenrode. Es sind alle untergekommen, der Bauer Winkelmann und der Bauer Bartels und der Kaufmann Graßhoff und alle miteinander.

Förster Meier freilich wohnt weder hier noch dort, er wohnt in seinem schmucken Forsthaus mitten im Wald und Sabine Meier, geborene Andersen, zeigt ihm alle Tage von neuem, was sie im Kochkursus gelernt hat.

Dieser Tage hatten sie Besuch. Herr Dr. Tamm und seine Frau Carola, geborene von Sutten, waren im Forsthaus zum Kaffee und nahmen bei dieser Gelegenheit Abschied. Sie hatten einige Wochen an der See zugebracht und hielten sich für den Rest ihrer Zeit auf Schloß Sutten auf.

Jetzt sind sie schon auf der großen Reise nach da unten, wo die Leute Bauchbinden haben, weil die Tage so heiß und die Nächte so kalt sind. Eine Sekretärin hat Herr Dr. Tamm nicht gefunden, aber er hat auch gar keine gesucht, denn seine Frau fand, daß sie das selber sein könnte.

Der letzte, der Stubbenrode verläßt, ist Krugwirt Wenzel. Der hat erst am letzten Septembertag geladen. Es wird schon dunkel, als die letzte Fuhre hinausfährt. Aber sie können noch erkennen, daß in der Nähe des neuen Friedhofs eine kleine Kolonne bei der Arbeit ist. Sie stellen dort einen Schlagbaum auf. Er ist schwarz-weiß gestrichen und hat ein Schild mit der Inschrift: „Schießplatz Gneisenau."

* * *

Das ist der letzte Septembertag.

Bald nach Mitternacht erhebt sich in der Ferne ein tiefes Summen. Aus dem Summen wird ein gewaltiger Orgelton, es kommt näher und näher über die Straße und wird immer gewaltiger. Ein Motorradfahrer im Stahlhelm hält am Schlagbaum. Er richtet die schwarz-weiße Stange auf. Bald donnert die motorisierte Artillerie an der offenen Schranke vorbei, ein endloser Zug aus Eisen und Lichtern und rollenden Waffen.

Gleich hinter Stubbenrode biegen sie rechts in die Wälder ein. Sie halten auf den Platz zu, der bis Mitternacht den Namen Ypsilon hatte.

Ende.

Ang. B 390 Bm.† | Ang. E 1078 Gft. | Fil. Oberdarm. †

Anzeigen
in der
Wochenschau
heben den
Umsatz

Tafelbestecke
90 er versilbert
KATALOG GRATIS
MERTENS
SOLINGEN 72

Feld und Wald
Landwirtschaftlicher Anzeiger für ganz Deutschland, des Landwirts bewährter Ratgeber
Ausgabe A vierteljährlich RM. 2.—
Ausgabe B mit Versicherung vierteljährlich RM. 2.70
Probeheft kostenlos durch die Buchhandlungen und vom
Verlag W. Girardet, Essen



Geschichten aus dem Leben

Alles für Blanche Mauclere!

Der seltsame Tod des Michael Savile

Wer tötete Michael Savile? Das Pferd, das ihn durch die Reitbahn von Saint-Cloud trug, war unschuldig. Trieb ihn seine Frau in den Tod oder war es Blanche Mauclere? Die Frage ist nur schwer zu beantworten. Sicher ist, daß Michael Savile starb, weil er sterben wollte. Er hielt selbst sein Herz an. Er starb aus Liebe ...

* * *

Als der Maler Michael Savile an einem Wintermorgen in die Reitbahn trat, kam er gerade zurecht, um seine Frau in den Sattel zu heben. Cloe Savile dankte ihm strahlend dafür. Sie liebte ihren Mann über alles. Sie war eine der süßesten Frauen von Paris. Stets trug sie die elegantesten Kleider und fuhr den schönsten Wagen. Ihr Konto auf der Credit Lyonnais war siebenstellig. Sie war die verwöhnte Tochter eines reichen Vaters, der früh starb, und ihr außer dem Barvermögen große Liegenschaften in der Provence und einträgliche Mietshäuser in Paris hinterlassen hatte. Sie war also die große Partie gewesen, um die man sich drängte, der Liebling der Gesellschaften, der Mittelpunkt der großen Welt. Und es hatte damals einiges Kopfschütteln gegeben, als sie sich für den Maler Savile entschloß. Gewiß, er war ein Streber, die Akademie hatte ihn mehrfach ausgezeichnet, und er sah gut aus. Aber sonst ... Nun, das Raunen war bald verstummt, das junge Paar schien namenlos glücklich, man sah sie bei jedem Konzert, bei den großen Rennen in Nizza, in den Premieren der Comédie française. Aber das Glück war nur scheinbar. Bald merkte Michael, daß es eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihm und Cloe gab — das Geld. Sie liebte ihn, gewiß — aber sie ließ ihn doch ab und zu merken, daß sie die reiche, begehrenswerte Frau war. Und das war Michael unerträglich. Er sonderte sich immer mehr von ihr ab, lebte ausschließlich von den Erträgnissen seiner Kunst, wurde mißtrauisch gegen kurzentschlossene Bilderkäufer, da er Agenten seiner Frau dahinter vermutete, mied die rauschenden Feste, die Cloe auf ihrem Landsitz in Maisons-Lafitte gab. Und erreichte damit nur das Gegenteil. Man hielt ihn bald für einen Sonderling, und Cloe unterließ nichts, seinen Trotz zu nähren. Sie wollte ihn damit zur Vernunft bringen. Sie liebte ihn — aber eben auf ihre Art, als das verwöhnte, reiche, strahlende Mädchen.

An jenem Morgen also, da Michael Savile in die Reitbahn trat, begann der zweite Akt seiner Lebenstragödie: er sah Blanche Mauclere. Der Stallmeister stellte sie ihm vor. Und es war ihm, als blieb ihr Blick eine Sekunde länger auf ihm haften, als das sonst bei der ersten Begegnung üblich ist. Und auch der Maler war sofort gefesselt von ihr. Ihre beiden Blicke trafen sich, senkten sich ineinander und fragten: wer bist du? Endlich lösten sie sich etwas verwirrt.

Während Cloe Savile mit einer lärmenden Gesellschaft die Reitbahn verließ, um zum Frühstück zu gehen, bestieg Michael sein Pferd und befand sich plötzlich neben Blanche, die einen Trakehner ritt. Der Maler begann sofort ein Gespräch, und bald waren beide in eine Unterhaltung verwickelt, als seien sie schon seit Jahren bekannt.

Blanche Mauclere war schön. Ihr Gesicht zu beschreiben fällt schwer. Wenn sie lächelte, war sie unvergleichlich. Das sonderbarste waren ihre Augen. Sie wechselten von einem dunkeln Braun bis zum grünlichen, flüssigen Grau. Die Geheimnisse eines zaubertiefen Sees waren darin, die Wolken, das Blau des Himmels, die wärmende Sonne. Ihre Lippen waren von einer unglaublichen Weichheit, und ihre kleinen, rosigen Ohren glichen Muscheln, die oft im Triebsand des Meeres träumen.

Michael Savile hatte einst seine schöne Frau geliebt. Er liebte sie noch — aber es war jene warme, verehrende Liebe, die vor jeder anderen Sehnsucht und Ekstase weichen muß. Seine Anbetung für Blanche steigerte sich bald zur lodernden Leidenschaft. Es kam die Zeit, da er nach und nach die Herrschaft über sich verlor. So beobachtete ein Freund folgende Szene: Savile half Blanche Mauclere aus dem Sattel, und wie er ihr Füßchen aus dem Bügel löste und die Falten ihres Reitkleides glatt strich, ging ein leises Zittern durch seinen Körper. Und wie er ihr die Hände reichte, als sie aus dem Sattel glitt — da war er nahe daran, sie in seine Arme zu reißen. Aber er beherrschte sich in letzter Stunde und trat mit einer stillen Verbeugung zur Seite.

Und Blanche? Man hat nie ergründet, ob auch sie ihn liebte. Sie war stets kühl, doch von einer natürlichen Liebenswürdigkeit, der eine gewisse Süße nicht fehlte. Vielleicht trug sie auch nur eine Maske — vielleicht war sie auch zu jung, um die ganze große Leidenschaft des Mannes zu ihr voll zu begreifen. Nach und nach trat sie zu Cloe, Michaels Frau, in freundschaftliche Beziehungen. Der Maler selbst stand abseits, wartete und verzehrte sich.

Dann kam der Tag, da er die so sehnsüchtig Geliebte mit dem Baron Delcamp um die Bahn reiten sah. Delcamp war ein Liebling der Frauen. Lächelnd schritt er von Blume zu Blume, liebenswürdig, charmant, gewissenlos. Es war keine, die ihm entkam. Mit diesem Mann sah der Maler Blanche flirten. Damit begann das Schlußkapitel seines Lebens.

Er unternahm eine Reise, um sich gewaltsam loszureißen. Aufgewühlter denn je kam er zurück. Da war seine Frau, die er verehrte, dort Blanche, die ihn zur höchsten Leidenschaft entfachte. Er war wie ein Saatkorn, das zwischen zwei Mühlsteinen lag und langsam zerrieben wurde. Er ging tappend durch Finsternis, mit sehnsüchtig ausgestreckten Armen, an lockenden Stimmen vorbei — immer vorbei. Liebe, die so unendlich schön sein kann, wurde zu etwas Furchtbarem für ihn. Zu Zwang, einem Verhängnis, zu einer gräßlichen Wunde, an der er langsam verblutete.

Manchmal träumte er von einer Stunde, daß Blanche zu ihm kommen würde: „Hier bin ich! Ich liebe dich! Nimm, was du willst von mir! Nimm alles!" Aber sie kam nie. Und sie konnte nie die Seine werden, so lange Cloe bei ihm war. Michael war in der eisernen Umklammerung herkömmlicher Moralgesetze aufgewachsen. Er war zu schwach, um sich von diesen Ketten zu lösen und sich im rauschenden Flug hinaufzuschwingen zu einer Moral, die oft höher steht als die landläufige und oft auch erhabener ist.

Und dann kam das Unglück. Es gab Menschen, die behaupteten, das Pferd habe gescheut. Es war nicht so. Michael Savile starb, weil er sterben wollte. Er tötete sich durch einen einfachen Willensakt, ohne jedes äußere Mittel. Nicht der leiseste Druck am Abzug einer Pistole war nötig, nicht die kleinste Dosis eines gefährlichen Medikamentes. Er gab sich selbst seinen Tod, weil er keinen anderen Ausweg aus dem Dilemma mehr fand.

Es war bei der Abendquadrille. Blanche, Cloe und Savile ritten sie mit. Übrigens auch Baron Delcamp, den man immer mehr in Blanches Nähe sah. Die Kapelle spielte mit besonderer Hingabe. Eine kaum fühlbare Ahnung des Vorfrühlings lag in der Luft. Der Geruch dampfender Pferdeleiber und der Duft vieler schöner Frauen flirrten durch das weiße Bogenlicht der Halle. Michael ritt ganz geistesabwesend, er überhörte öfters die Kommandos und verhielt unvorschriftsmäßig, als er sah, daß Blanche eine Sekunde zu lang die Hand des Barons beim „Tournez" in der ihren hielt. Dieser Moment war entscheidend. Während die Kapelle zu einer seltsam aufreizenden Melodie überging, erstarrte Michaels Gesicht in jäher Ekstase, sein Körper sank etwas zusammen, das Gesicht erblaßte und seine Augen schienen Blanche zu suchen. Sie fanden sie nicht mehr. Da glitt Savile ganz ruhig zu Boden. Das Pferd sprang mit einem heftigen Satz in die Bahn hinein und blieb dann zitternd stehen. Die Musik brach schrill ab.

Ein Arzt war bald zur Stelle. Er stellte keinerlei innere Verletzungen fest. Michael wies keine Wunde auf — aber er war tot. Sein gesundes und starkes Herz war mit einem Ruck stehengeblieben. Er selbst hatte es angehalten. Es war da eine Macht, die Michaels Kraft ins Ungeheure steigern ließ — die Liebe.



„So wären wir in unserer Jugend nicht herumgelaufen!"
„Wir waren aber auch nicht so gelenkig und abgehärtet!"

„Tief ausatmen beim Beugen, einatmen beim Heben!"

„Das ist ja Ihre Nichte Kläre mit ihrer schönen hellen Kommandostimme. Drum klappt es auch so gut."
„Dafür gebe ich ihr immer Wybert mit."

Wybert hält die Stimme klar und schützt vor Erkältung und Ansteckung.



„Oh, fabelhaft das Gewitter, vielleicht tötet der Blitz einen Hasen!“ Zeichnung von Hans Füsser

HUMOR

Sarkastisch

„Von jeher war es mein Grundsatz: Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß!“

„Menschenskind, da mußt du ja andauernd an Schüttelfrost leiden!“

Pech

„Aber, Mensch, wie siehst du denn aus? Wie ein Verzweifelter!“

„Das bin ich auch! Ich weiß mir nicht zu helfen. Vor sechs Stunden habe ich meiner Frau telephonisch mitgeteilt, ich könnte nicht zum Abendessen kommen und habe ihr auch die Gründe angegeben.“

„Dann ist ja doch alles in Ordnung!“

„Sagst du! Aber ich habe die Gründe vollständig vergessen!“

Unter Kannibalen

Missionar: „Du betrachtest mich ja so prüfend, mein Freund! Warum?“

Kannibale: „Ich bin hier der Nahrungsmittelinspektor.“

Höflichkeit

Dame (schon etwas bejahrt): „Können Sie mir irgendeinen Krem empfehlen, um meinen Teint zu verbessern?“

Drogist: „Verbessern? Aber, gnädige Frau! Ich werde Ihnen einen Krem geben, um Ihren Teint zu erhalten.“



Wenn der Wattenbriefträger sich verspätet hat!



Hochsaison!!!



Der übereifrige Burgenbauer am 1. Urlaubstag



„...Gnä Frau geben Herrn Gemahl wohl 'ne kalte Abreibung?“ „Nee, nee, mein Herr, mein Gemahl kann bloß seine Brause nicht missen!...“



Die Meeresspinne spinnt ihre Liebesfäden

Zeichnung von Kruse



„Komisch, drei Stunden sitze ich schon da, und immer hat noch keiner angebissen!“ Zeichnung von Koob

Mißverständnis

Im Nichtraucherabteil saßen ein Herr und eine Dame. Der Herr holt aus seiner Rocktasche ein großes Zigarrenetui. Als er gerade wohlgefällig eine schöne schwarze Brasil betrachtet —

„Rauchen kann ich nicht vertragen!“ sagt sie spitz.

„Warum? Habe ich Ihnen denn schon eine Zigarre angeboten?“

Unverschämt

„Haben Sie etwas dagegen, wenn ich in Ihrem Garten einige Motive male?“

„Im Gegenteil, mein Fräulein, ich wollte sowieso eine Vogelscheuche aufstellen!“

Daher also

Ein Ausländer betritt ein Berliner Lokal:

„Herr Ober, haben Sie Froschschenkel?“

„Nein, mein Herr“, meint der Ober verlegen, „ich habe nur Rheumatismus, daher gehe ich so unsicher.“

Besonderheit

„Sag mal, warum redest du eigentlich so furchtbar viel?“

„Ja, das ist meine Besonderheit. Jeder Mensch hat seine Besonderheit. Sieh mal, du rührst doch deinen Kaffee mit der rechten Hand um.“

„Ja, natürlich.“

„Siehst du, das ist deine Besonderheit. Andere Menschen nehmen dazu einen Löffel.“

Besorgt

„Herr Ober, Sie haben sich hier bei meiner Rechnung vertan. Meine Zeche macht nicht vierzehn, sondern dreizehn Mark.“

„Ach, entschuldigen Sie, mein Herr, ich nahm an, Sie wären abergläubisch.“

Druckfehlerteufel

In einem Zeitungsbericht las man folgenden Satz: „Das kranke Nashorn mußte getötet werden; ein zielsicherer Schuß, und das gewaltige Tier war eine Lerche!“

Ein ideales Ehepaar

„Ich bin jetzt mit meiner Frau auf einem Punkt angelangt, auf dem unsere Ehe ideal genannt werden kann!“

„Wie meinen Sie denn das?“

„Meine Frau ärgert sich nicht mehr über meine Glatze, und mir ist es egal, ob sie sich ärgert oder nicht!“

Ang. B 390 Bm.† | Ang. E 1078 Gft.† | Fil. Oberdarm. †

RÄTSEL

Silbenrätsel

Aus den Silben:

be — ben — bir — breit — dant — de — del — der — e
e — eh — ei — er — fe — fe — fen — fre — furt — gat
ge — ge — gen — ger — gon — hand — in — in — kohl
lan — le — li — lob — ne — nef — nie — no — o — ren
ro — sen — sie — sig — stein — ster — ta — te — ten
va — zei — zi — zenz

sind die nachstehend umschriebenen Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

Die Wörter bedeuten:

1. _____ schlechte Eigenschaft
2. _____ Theaterleiter
3. _____ europäisches Königreich
4. _____ Teil der Stadt Danzig
5. _____ Teil des Hauses
6. _____ Vollgetakeltes Kriegsschiff
7. _____ männlicher Vorname
8. _____ Verwandter
9. _____ Stadt in Thüringen
10. _____ rheinischer Gebirgszug
11. _____ Haushaltungsgegenstand
12. _____ geographischer Begriff
13. _____ Gemüse
14. _____ größere Befestigungsanlage
15. _____ Vogel
16. _____ Stadt am Rhein
17. _____ Papstname

Füllrätsel

k o . . . .
. k o . . .
. . k o . .
. . . k o .
. . . . k o

Die Buchstaben:
a a a, b, e, f f, k, l, n n n, o o o, r r r, s, t

sind so an Stelle der Punkte einzuordnen, daß die waagerechten Reihen ergeben: 1. Reisezubehör, 2. banktechnischen Ausdruck, 3. Vorgebirge Rügens, 4. vorspringenden Gebäudeteil, 5. Lebens- und Kunststil des 18. Jahrhunderts.

Rösselsprung

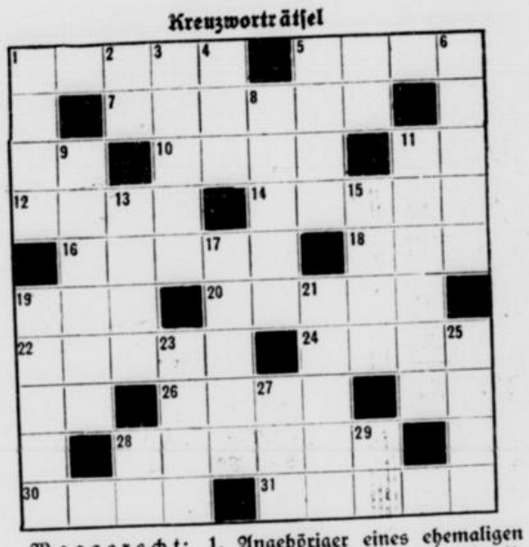
dies	bens	tun	schen	glückt	es	dich	e
be-	dich	sei	herz	dir	wegt	dern	an-
mut	zu	le-	be-	men-	was	laß'	be-
was	flis-	das	ruht	ge-	in	de-	an-
gott	nold	legt	sen	te	gib	sen	von
		was	in	was	hin		
bohs	dir	ar-			wis-	dem	gib

Verschieberätsel

Historiker — Eduard — Immobilien — Spiegel — Kern
Pflaster

Vorstehende Wörter sind untereinanderzustellen und zu verschieben, bis eine senkrechte Reihe eine Kultstätte und die zweite darauffolgende einen flämischen Maler bezeichnet.

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Angehöriger eines ehemaligen Volksstammes Westeuropas, 5. Pelztier, 7. feiner Spott, 10. durch Schlacht der Tiroler bekannter Berg, 12. Lurchart, 14. Naturerscheinung, 16. Musikinstrument, 18. französischer Schriftsteller †, 19. englische Insel in der Irischen See, 20. weiblicher Vorname, 22. Zeitabschnitt, 24. Planet, 26. nordisches Göttergeschlecht, 28. Gesteinschicht, 30. Zahlungstermin, 31. Schutzdamm.

Senkrecht: 1. Wasserfahrzeug, 2. chinesische Münze, 3. deutsche Weinstadt, 4. griechische Göttin, 5. junger Hering, 6. alte Waffe, 8. Naturerscheinung, 9. deutscher Freistaat, 11. Zeitabschnitt, 13. deutscher Philosoph †, 15. Nebenfluß der Elbe, 17. Teil des Fußes, 19. eine der ältesten deutschen Städte, 21. Teil des Körpers, 23. englischer Titel, 25. Hirschart, 27. feierliche Beteuerung, 29. Nahrungsmittel.

Magisches Quadrat



Die Buchstaben:
a a a a a a a a, b, f, i i, m m, n n, o o, r r r, t t t t

sind so in die Felder einzuordnen, daß waagerechte und senkrechte Reihen gleichlauten. Die Reihen bezeichnen: 1. rumänischen Landesteil, 2. Wohlgeruch, 3. öffentlichen Beamten, 4. italienische Geigenbauerfamilie, 5. Gebührensatz.

Streich ab, füg zu!

Roman — Asta — Hut
Altar — Rand — Este — Geld
Land — Aden

In jedem Wort ist der Endbuchstabe zu streichen. Den Wortresten sind weitere Anfangsbuchstaben zuzufügen, so daß neue Wörter gebildet werden, deren Anfangsbuchstaben eine Metallart nennen.

Kapselrätsel

Schalmai — Seidenraupe
Isolde — Astarte — Billard
Normannen — Flaschenzug

In jedem Wort ist ein anderes Hauptwort eingekapselt. Ihre Anfangsbuchstaben ergeben eine italienische Provinz und Stadt.

Zur Ergänzung

—r—he—, —a—chzer, —r— —ze, —e— —n,
— —h—er, s—a— —on, h—r—, —r— — —de, —e—t

Werden die Striche durch Buchstaben in richtiger Weise ersetzt, so ergibt sich ein Sprichwort.

Arithmogriph

1	2	3	4	5			amerikanischer Finanzmann
6	7	4	8	6	9		König der Elfen
9	2	5	4				Teil des Gesichtes
2	8	4	9	2			Kampfplatz
10	11	8	2	12	9	4	Rätestaat in Osteuropa

Die erste und die dritte Senkrechte nennen je einen deutschen Fluß.

Punkträtsel

. . . . . .
t h u b a i e o b n l ü
a o n e r l i n l i t h
. . . . . .
d a e o l e s e s a r e
e l r n e n e d s s n i
. . . . . .

Für die erste und vierte Reihe sind passende Buchstaben einzusetzen, so daß die senkrechten Reihen bekannte Wörter ergeben. Die obere Waagerechte nennt einen deutschen Philosophen und die vierte einen Verwandten.

Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer

Silbenrätsel: 1. Dogge, 2. Aluminium, 3. Senegal, 4. Wiedehopf, 5. Ingolstadt, 6. Chiemsee, 7. Teilhaber, 8. Innung, 9. General, 10. Stadion, 11. Tempera, 12. Euterpe, 13. Bukowina, 14. Ernestine, 15. Drehorgel. = Das Wichtigste bedenkt man nie genug. — **Füllrätsel:** 1. Delikt, 2. Odessa, 3. Podest, 4. Tender, 5. Parade. — **Arithmogriph:** Riege, Agio, Galerie, Ungarn, Stute, Altena, Ragusa — Eilgut. — **Rösselsprung:** Gönnt nur der jungen Brust ihr Wogen / Von Leid in Lust, von Lust in Pein! / Tränen der Lieb' und froher Hoffnung Schein, / Das gibt des Lebens schönsten Regenbogen. — **Kreuzworträtsel:** Waagerecht: 1. Braun, 5. Sieg, 8. Run, 9. Ibis, 10. Angel, 12. Maer, 14. Neer, 15. Lurch, 16. Rubel, 19. Ei, 21. Pokal, 23. Rute, 25. Neon, 27. Seni, 28. Athen, 29. Kohl, 30. Ase, 31. Elen, 32. Aurel. Senkrecht: 1. Branche, 2. Rune, 3. Anger, 4. Nil, 5. Simulant, 6. Isar, 7. Ger, 11. Eruption, 13. Echo, 15. Lek, 17. Boe, 18. Tunnel, 20. Ire, 22. Lehar, 24. Unke, 26. Oese, 27. Sue, 28. Ala. — **Punkträtsel:** Talisman — Schiller. — **Kammrätsel:** Dame, Adam, Elli, Teer, Dialekt, Emir. — **Verwandlung:** Genies, Siegen. — **Verwandlungsrätsel:** Kind, Kino, Kilo, Silo, Solo; Solo, Sole, Mole, Mode, Made. — **Zitatmosaik:** Wer oft gehofft hat, lernet — fürchten (Grabbe). — **Besuchskartenrätsel:** Schneidermeister. — **Verschieberätsel:** Schaluppe, Normandie.

SCHACHECKE

Aufgabe von O. Dehler



Matt in drei Zügen

(Lösung in der nächsten Nummer)

Lösung des Dreizügers von Barthelemy

(Aus Heft 33 vom 13. August 1939)

Weiß: Kh2, Te6, g3, Lg1, Sf6; Schwarz: Kh4, Tc4, c5, Lb8, f1, Bc3, e5; Matt in drei Zügen.

1. Lg1—e3, e5—e4; 2. Te6—e5, Tc5×e5; 3. Tg3—g4 † matt;
2 ... Lb8×e5; 3. Le3—g5 † matt;
1 ... Tc4—f4, 2. Le3×f4, e5×f4 3. Tg3—g4 † matt





Für Knaben: hellblaues Leinenhöschen zum weißen Sporthemdchen

Aufnahmen: Dr. Peter Weller



Für den kleinen „Gebirgler": Schwarze, grün bestickte Lederhose, lederne Hosenträger und weißes Leinenhemd.

Zum Mädchen gehört ein Bauernkleid aus hellblauem Leinen mit Bolero, benäht mit verschiedenfarbiger Zickzackborte. Blüschen und Schürze sind aus weißem Batist





Zeichnungen: J. Roesler

Wir fahren in den Sommertag

Für Mädchen: weißes Matrosenblüschen mit angeknöpftem dunkelblauem Röckchen oder rotschottisches Röckchen mit Trägern und weißem Blüschen

Ang. B 390 Bm.† | Ang. E 1078 Gst.† | Fil. Oberdarm. †

Für die Frau

Blumen und Vasen



Sieh dir die Pflanzen an: Da sind so manche, die führen, nah der Erde, ein traurig Dasein zwischen Kraut und Wurzel — sie bringen's nicht zu höherem, sie kommen nicht dazu. Und andere sind, die gehen still und sicher ihren Weg, sie treiben Stengel, Grün, sie blühen rasch und reifen dann zur Frucht. Doch die dritten: sie blühen, scheint es, nur, sie blühen und verschwenden sich in Farbe, Duft und lauter Sonnenschein. Für sich, für dich und mich.





Aufnahmen: Reichsnährstand

Diese dritten darfst du schneiden, nur so, aus Freude an der zarten Pracht, die sich vor deinen Augen entfaltet, wenn die Knospen springen. Für diese dritten schuf man die Vasen, allerlei Gefäße von vielfältiger Gestalt. Hände gaben ihnen Formen, ließen sie wachsen aus feuchtem Ton: ein geöffnet Weites erst, vielleicht danach ein bergendes Verengen bis zum Rande, oder wieder ein bereites Sicherweitern, das das Blühen aufnimmt.

Du mußt die Blüten — und die Vasen — kennen, ehe du Blumen schneidest. Du mußt wissen, ob es angeht, daß du die bunt beflockten Stengel nur eben in einen Sockel pflanzest, der ihnen Nahrung spendet, oder ob du sie in reicher Fülle tief ins Wasser tauchen möchtest, oder ob die Vase dir nur ein, zwei Stengel halten und ihnen dienen soll.

Sieh dir die Blüten an und schau auch auf die Vasen: Jene offenen Gläser verlangen sicher nur nach kleinen Wiesenblumen; jene feingeschwungenen mit den dünnen Hälsen möchten Orchideen halten. Doch diese tiefen Krüge brauchen Sonnenblumen, und diese schlichte Vase aus weißem Porzellan füllst du mit rotem Mohn.

Sieh dir die Blumen an und auch die Vasen, und dann geh hin und freu an beiden dich!

HH.



Unser Rezept:

Fürst-Pückler-Quark

375 g Quark mit ¼ Liter Milch verrührt und in 3 Teile teilen. Das erste Drittel mit Erdbeermarmelade und etwas Zucker gut schlagen und mit 4 Blatt aufgelöster Gelatine vermischen. Das zweite Drittel der Quarkmasse mit 70 g Schokoladenpulver, 30 g geriebenen Nüssen, Zucker und 3 Blatt aufgelöster Gelatine dick schlagen. Das letzte Drittel der Quarkmasse mit einem Päckchen Vanille-Zucker und 4 Blatt gelöster weißer Gelatine vermischen. Eine Form mit Öl dünn ausstreichen, zuerst den roten Quark darin fest werden lassen, dann den weißen und zuletzt den braunen einfüllen. Die Speise recht kalt stellen und dann stürzen.

Aufn. W. Girardet

Güntermann's Nähseide
IN UNVERÄNDERT BESTER QUALITÄT

Im Magen brennt's!
Wenn Ihr Magen unruhig arbeitet, wenn ein Überschuß an Säure zu Sodbrennen, Magendruck, saurem Aufstoßen und Blähungen führt — dann besänftigen Sie ihn doch mit der bewährten Biserirten Magnesia! Sie bindet die überschüssige Säure. In vielen Fällen genügen schon 2—3 Tabletten oder ½ Teelöffel voll Biserirte Magnesia Pulver nach einer Mahlzeit, um die Verdauung zu erleichtern und die Beschwerden zu lindern. Besorgen Sie sich deshalb noch heute dieses jahrzehntelang erprobte Mittel!
Biserirte Magnesia
ist in allen Apotheken für RM 1,39 (60 Tabletten oder ca. 40 g Pulver) und in größeren vorteilhafteren Packungen (150 Tabletten od. ca. 100 g Pulver) für RM 2,69 erhältlich.

Alja Rachmanowa's Tagebuch—Trilogie
Dokumente der russ. Revolution
Band I: Studenten, Liebe, Tscheka und Tod
Band II: Ehen im roten Sturm
Band III: Milchfrau in Ottakring
Diese 3 Bände in Leinen gebunden RM 18.—, in Kassette, liefere ich gegen Monatsraten von nur RM 2.—
1. Rate bei Lieferung. Erfüllungsort Stettin
Walter Dürkoop Stettin Altstadt Reise- und Versandbuchh. Heumarktstr. 10

ESU Stahl-Holz-Betten Schlafsitze, Kinderbetten, Stahlbetten u. Auflegematratzen an alle Teilhaber. Katal. frei. Kieserm. Bettfabrik Suhl/Th.

GUMMI- Hyg. Artikel-Preisliste gratis. Sanitätswarenvert. Arnold Wiesbaden, Fach 32/13

Ihr Badeanzug verrät es,
ob Sie natürlich-hübsche Körperformen haben. — Schlaffe und schwache Büste strafft und stärkt sich durch regelmäßige
Mammaform-Büstenpflege
Hormon-Präparat. Seit mehr als 10 Jahren gute Erfolge! - Garantiert unschädlich. - Ausführliche Prospekte kostenlos. Originalpackung RM. 3.50, 5.- u. 9.- zuzügl. Porto
Chem. Fabr. Weltenberg & Co. Berlin SW 29/ 217
Mammaform das Produkt der Erfahrung!

Sonnenbaden ohne Haarsorgen!
Ja gewiß, denn SEBALD schützt Ihr Haar
SEBALD enthält die Aufbaustoffe, die das Haar vor Sprödigkeit bewahren, die es schön geschmeidig erhalten und ihm jenen Liebreiz verschaffen, den Sie sich wünschen.
Die Sebaldwirkung ist erstaunlich!
SEBALDs HAARTINKTUR
PREISE: RM 1.75 UND 3.25 — ½ LITER RM 5.25

Körperlich und seelisch viel wohler
„Mit Richter-Tee hat meine etwas zu starke Frau sehr gute Erfahrungen gemacht. Sie befindet sich nach dem Gebrauch des Tees körperlich und damit auch seelisch viel wohler." So schreibt Schriftsteller A. Krapf, Zeuthen b. Berlin am 27. 8. 35 über
Dr. ERNST RICHTERS Frühstückskräutertee
Auch als Pikalab erhältlich. Die Extra-Dragées in Apotheken und Sanitätsgeschäften

Daunendecken
pr. Arbeit, Kunstseide mit Einschütte, Füllg. garant. 1000 g Daun., lief. zum Preise von M 39.- an
Daunendecken-Atelier Wally Kaiser, Nürnberg, Albrecht-Dürer-Platz 9

Gummi
Hygienische Artikel-Preisliste E. 4 gratis.
Medicus Berlin SW 68, Alte Jakobstraße 8.

WERBUNG WECKT WÜNSCHE

Reelle Bezugsquelle
Neue Gänsefedern
mit Daunen zum Selbstreißen ½ kg 2.50 RM. und 3.—, weiße Gänsehalbdaunen 4.50, 5.50, 6.75, füllkräftige Entenhalbdaunen 3.—, gerissene Federn mit Daunen 3.75, 4.75, prima 5.75, feinste 7.—. Ia Volldaunen 9.75, 10.50. Für reelle, gereinigte und staubfreie Ware Garantie. Versand gegen Nachnahme ab 2½ kg portofrei. Prima Inlette mit Garantie billig. Nichtgefallendes auf meine Kosten zurück.
Willy Manteuffel
Gänsemästerei, Neutrebbin 22 g (Oderbr.) Ältestes u. größtes Bettfedern-Versandgeschäft d. Oderbruches. Stammh. gegr. 1858

Müde Füsse leben wieder auf!
Tausende können es bestätigen: Überanstrengte, geschwollene Füße, die brennen und stechen, übermäßig schwitzen, oder von Schwielen und Hornhaut geplagt werden, finden in einem milchigen Saltrat-Fußbad schnelle Erleichterung. Sie spüren, wie es tief in die Poren der Haut eindringt, die Blutzirkulation anregt und Schwielen und Hornhaut erweicht. Schwellungen gehen zurück, Brennen und Stechen verlieren sich mehr und mehr.
Saltrat
erhalten Sie in allen Apotheken und Drogerien.

Die vollkommene Erholung.
Licht, Luft und Sonne genügen allein nicht immer, um den Organismus zu kräftigen. Oft fehlen Nährstoffe des Blutes, die der erholungsbedürftige Körper unbedingt braucht. Bioferrin, das appetitanregende, blutbildende Kräftigungsmittel enthält sämtliche Nährstoffe des Blutes und verhilft dem Großstadtmenschen, Kindern und Erwachsenen, zur vollkommenen Erholung.
Bioferrin BAYER

Wehe den Besiegten!

TATSACHENBERICHT ÜBER DEN UNFRIEDENSVERTRAG VON VERSAILLES 1919

VON DR. ERNST LEWALTER

Copyright by Pressedienst der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart

1. Fortsetzung

„Wir haben keine Zeit zu verlieren", hat Clemenceau am Tage der Waffenruhe gesagt. Aber drängt er jetzt auf baldigen Beginn der Verhandlungen? Das tut er keineswegs — und er hat seine guten Gründe dazu. Allzu freudig hat das französische Volk den Präsidenten bei seiner Ankunft begrüßt. Hat nicht ein Abgeordneter in der Kammer den Antrag gestellt, neben die Namen der „Bürger Clemenceau und Foch", denen der Dank des Vaterlandes ausgesprochen wurde, auch den des „Bürgers Wilson" zu stellen? Gerade gelang es noch, das zu verhindern. Gerade eben auch das andere: Daß eine Abordnung der Arbeitervereinigung Zutritt erhielt bei Wilson, um ihn zu bitten, daß er sich, seinen Grundsätzen getreu, für einen Frieden ohne Annexionen und Entschädigungen einsetze. Das sind unwillkommene Zeichen einer Verständigungslust im französischen Volk — man wird gut tun, hier für Abkühlung zu sorgen.

Das Mittel ist einfach, aber probat. Die französische Presse steht, dafür hat Clemenceau alsbald gesorgt, auch nach dem Waffenstillstand unter Zensur. Man kann es nicht erreichen, daß die stumme Frage des Volkes: „Wann beginnt die Friedenskonferenz?" ohne Antwort bleibt — und das Ausbleiben dieser Antwort wird die von Tag zu Tag wachsende Enttäuschung des Volkes ganz von selbst der mangelnden Aktivität des Präsidenten Wilson zur Last legen. Das Volk wird den Eindruck haben, und die Presse, die der Regierung nahesteht, wird diesen Eindruck noch mit wirksamen Andeutungen unterstreichen: Wilson ist ein Mann mit hochfliegenden Idealen, ein Mann der großen Worte: aber was die Taten betrifft, so ist Frankreich bei seiner eigenen Regierung am besten aufgehoben. Ein Träumer, der in den Wolken wandelt — was habt ihr von dem zu hoffen?

So wird mit jedem Tag, der verstreicht, die Gefahr geringer, daß Wilson dort, wo er mit Clemenceau nicht übereinstimmen sollte — und solcher Fragen wird es zweifelsohne nicht wenige geben — Rückhalt in der französischen Öffentlichkeit sucht und findet. Wenn der Rausch hochgespannter Erwartungen erst verflogen ist — und dafür reichen vier Wochen durchaus hin — wird die Autorität Wilsons ganz von selbst die nötige Einbuße erlitten haben.

Gründe, weshalb man noch nicht beginnen kann, gibt es reichlich. Da müssen erst noch, um die Mitte des Dezembers, die Wahlen zum englischen Unterhaus stattfinden, damit Lloyd George sicher sein kann, die Meinung seines Landes hinter sich zu haben, wenn er seine Forderungen stellt. Und dann würde das Weihnachtsfest ohnedies die Arbeiten unterbrechen — also fängt man vorher gar nicht an. Nach dem Jahreswechsel, vielleicht in der ersten Januarwoche schon, vielleicht erst in der zweiten, der dritten ... Die Erwartung der Völker wird hingehalten, abgestumpft ...

* * *

„Offene Friedensverträge, auf offene Art zustandegekommen", so verlangt es der erste von Wilsons Vierzehn Punkten. Man rechnet also mit öffentlichen Friedensverhandlungen, mit Sitzungen, über deren Verlauf die Zeitungen berichten — und solange diese Sitzungen nicht begonnen haben, so meint man, finden auch keine Verhandlungen statt.

In Wahrheit vergehen diese Wochen jedoch keineswegs in Untätigkeit, sondern bringen eine Reihe von wichtigen Entscheidungen — nur daß keine dieser Entscheidungen „auf offene Art" zustande kommt, das heißt: so, daß die Völker wissen, was da schon entschieden ist.

Da ist zunächst die Frage des Ortes, an dem die Friedenskonferenz tagen wird. Wer außer den Eingeweihten kennt die Verhandlungen, die hier geführt werden? Wer weiß, daß Lloyd George, aus guten Gründen zweifellos, eine Stadt in neutralem Lande — Genf oder Lausanne oder Den Haag — vorgeschlagen hat; wer weiß, daß Wilson es war, der durch seine Zustimmung zu Clemenceaus Wunsch die Entscheidung herbeigeführt hat? Nur soviel weiß man: Die Konferenz soll in Paris tagen, der Friede in Versailles geschlossen werden.

Versailles — der Glanz des Namens soll die Welt bezaubern, und Clemenceau verfehlt nicht, die Bedeutsamkeit der Wahl zu unterstreichen. „Hier war die Wiege des deutschen Kaiserreiches, hier soll auch sein Grab sein", so läßt er seine Zeitungen schreiben. Doch außerdem verfehlt er nicht, bei Gelegenheit auf eine andere Erinnerung anzuspielen, die sich an das Schloß des Sonnenkönigs knüpft. Denn dort im Spiegelsaal wurde 1783 auch der Friede geschlossen, in dem England gezwungen wurde — durch den Druck Frankreichs gezwungen wurde — die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten anzuerkennen ...

So kommt in der Wahl des Ortes nicht nur der Gedanke der Revanche, sondern auch Clemenceaus Freude am boshaften Seitenhieb zum Ausdruck. Welch ingrimmigen Spaß macht es ihm bald darauf, als er Lloyd George eingeladen hat, mit ihm und Wilson zusammen die Parade der alliierten Truppen vor dem Washington-Denkmal in Paris abzunehmen! Der britische Premier verkennt dann auch nicht, was hier gemeint ist. Als die amerikanischen Kolonnen anrücken, wendet er sich mit listigem Augenzwinkern zu Clemenceau: „Nun, was sagen Sie, daß ich hier eine unserer größten Niederlagen mitfeiern helfe?" „Ich nehme an", erwidert Clemenceau, „daß Sie die richtige Lehre daraus ziehen: Die Besiegten von heute können die Sieger von morgen sein — wenigstens dann, wenn man ihnen Zeit und Kraft läßt, sich zu erholen ..."

Aber Clemenceau hat auch als einziger die unschätzbaren Vorteile erkannt, die Paris als Konferenzstadt bietet: Hier kann man Wilson völlig von der Öffentlichkeit abriegeln! Die französische Zensur verhindert mit Leichtigkeit jeden Einfluß der Amerikaner auf die Meinung des französischen Volkes — um so mehr kann die Stimmung, die die französische Presse widerspiegelt, einen Druck auf Wilson ausüben. Und den Vertretern der anderen Mächte wird es nicht anders gehen. Sie alle werden den Augenblick beklagen, da sie der Wahl von Paris zustimmten. Während Clemenceau in der ihm gemäßen Atmosphäre lebt, deren Druckverhältnisse er nach Belieben regulieren kann, leben sie alle in einer fremden, unbehaglichen Luft — und ringsumher ist luftleerer Raum, durch den kein Schall dringt.

* * *

In England ist man der selbstverständlichen Überzeugung, daß in Paris alle Mächte zusammenkommen werden, die Sieger und die Besiegten. Außer den „Alliierten und Assoziierten" also auch Deutschland, Deutsch-Österreich, Ungarn, Bulgarien, die Türkei.

Es ist General Botha gewesen, der südafrikanische Premierminister, der in den ersten Tagen nach dem Waffenstillstand angeregt hat, die Vertreter des britischen Reiches möchten sich mit denen von Frankreich und USA. vor der allgemeinen Friedenskonferenz ins Benehmen setzen, um ein gemeinsames Vorgehen zu besprechen. Auch Botha hat also stillschweigend angenommen, daß später alle kriegführenden Mächte zusammen beraten würden. Dasselbe gilt für Lloyd George; denn er hat Wilson bei der ersten Besprechung auf britischem Boden diese Anregung Bothas als seine eigene übermittelt. Er hat, wie er es nennt, „interalliierte Vorkonferenzen" vorgeschlagen — und eben damit zu erkennen gegeben, daß er von der Hauptkonferenz Verhandlungen mit den ehemaligen Gegnern erwartet.

Aber Wilson lehnt Lloyd Georges Vorschlag ab. Nein, er verspricht sich nichts von Vorkonferenzen. Er will gleich die große Hauptkonferenz.

Diese Ablehnung Wilsons ist die wichtigste Entscheidung, die in diesen Schicksalswochen fällt. Denn dadurch, daß die offenen Vorkonferenzen nicht zustande kommen, geschieht es, daß die ganze Friedenskonferenz von Paris nichts anderes wird als eben eine „interalliierte Vorkonferenz" ohne Hinzuziehung der früheren Gegner.

In dieser Ablehnung liegt, mit anderen Worten, schon beschlossen, daß der Friede von Versailles ein Diktatfriede wird — eine in der ganzen Geschichte des Abendlandes beispiellose Vergewaltigung eines auf die Großmut der Gegner Vertrauenden.

Mit den Deutschen zu verhandeln ehe man mit Wilson einig ist — das wollen auch die Alliierten nicht. Dazu sind die Differenzen zu groß. Clemenceau will die französische Kontrolle über das linke Rheinufer — Wilson zeigt sich abgeneigt. Lloyd George will, daß Deutschland für die englischen Kriegsschulden aufkommt — Wilson zeigt sich abgeneigt. Und nun soll man den Deutschen Gelegenheit geben, von diesen Differenzen Nutzen zu ziehen? Das können auch Clemenceau und Lloyd George nicht wollen, und so ist fortan von der Hinzuziehung der Deutschen nicht die Rede.

Wilson hatte es nun in der Hand gehabt, hier die Wendung herbeizuführen — im Ernstfalle durch eine Drohung mit Sonderfrieden. Aber er hat es nicht getan. Er „verabscheut" die Deutschen so sehr, daß er ihre Vertreter auf dem Friedenskongreß nicht sehen will.

Durch Wilsons Entscheidung ist der „Friede" von Versailles ein Diktat geworden.

* * *

Den aus allen Ländern der Welt zusammengeströmten Zeitungskorrespondenten steht eine schwere Enttäuschung bevor. Keiner von ihnen wird die dramatischen Szenen und die historischen Augenblicke miterleben dürfen. Die Presse wird vor den schalldichten Türen der Konferenzzimmer ausgesperrt bleiben, und auch ihr Horchen an den Schlüssellöchern wird vergeblich sein. Statt aus dem Vollen zu schöpfen, werden die Berichterstatter auf ihre Erfindungsgabe angewiesen bleiben. Sie werden Suche halten müssen nach Gerüchten, nach pikanten Zwischenfällen in den Vorzimmern, nach allerlei Klatsch und Tratsch — und sie werden im Dunkeln tappen, wenn sie versuchen wollen, ihren Lesern zu sagen, wie es um die zukünftige Gestaltung der Welt steht.

Denn das offizielle Kommuniqué, das ihnen nach jeder Sitzung der Sekretär der Konferenz in feierlichem Schweigen überreicht, wird sie um nichts klüger machen.

* * *

Ehrliche Empörung bemächtigt sich der amerikanischen Pressevertreter, als man ihnen das erste dieser Kommuniqués aushändigt. Es geschieht am 12. Januar, nach der ersten Sitzung des „Rates der Zehn", zu dem sich je zwei Vertreter der fünf Großmächte USA., Frankreich, Großbritannien, Italien und Japan zusammengefunden haben, um über die Geschäftsordnung der Friedenskonferenz zu beraten. Hier also wird der ganze Rahmen der großen Konferenz abgesteckt werden; hier fallen wichtige Vorentscheidungen — darunter die wichtigste von allen: Wer wird teilnehmen? Auch Deutschland? Ferner: Wie steht es um die Stimmberechtigung der britischen Dominions, der mittel- und südamerikanischen Staaten? Wie um die Zuziehung der Neutralen, die doch auch den Völkerbund mitgründen sollen? Wie um die in Bildung befindlichen Nachfolgerstaaten der zertrümmerten Reiche, um Polen, die Tschecho-Slowakei, um Arabien, um Syrien, um Ägypten?

„Die Vertreter der Mächte berieten über das Verfahren, das bei den Beratungen über einen vorläufigen Frieden zu befolgen sein wird." So lautet das Kommuniqué der ersten Sitzung.

Ist das alles? Ja, es ist alles! Und am nächsten Tag sind die Mitteilungen nicht aufschlußreicher. Die Pressevertreter aus England und Amerika machen aus ihrer Enttäuschung keinen Hehl.

Auch der Obmann der amerikanischen Pressevertreter, der als Vermittler zwischen dem Präsidenten und den Korrespondenten bestimmt ist, erfährt nicht, was sich hinter den Türen zuträgt.

Mr. Baker — dies ist sein Name — wird später ein umfangreiches Werk schreiben, um Wilsons Wirken auf der Friedenskonferenz vor der Geschichte zu verteidigen. Aber er wird doch ehrlich genug sein, folgende Feststellungen zu treffen:

„Hätte der Präsident zu uns Vertrauen gehabt, so hätte es ihm in der entscheidenden Stunde nicht an Unterstützung gefehlt. Aber er ließ nicht einmal hinterher die

Ang. B 390 Bm.† | Ang. E 1078 Gst. | Ill. Oberbarm. †

Presse wissen, welches sein Anteil an den Beschlüssen gewesen war. Er gab mir, dem offiziellen Mittelsmann, keine ausreichen Informationen. Er sprach überhaupt mit niemanden über das Werk der Konferenz — wahrscheinlich nicht einmal mit Mrs. Wilson ...“

Man sieht, es ist nicht nur die Furcht vor Clemenceaus Gegenminen, was Wilson veranlaßt, das Geheimnis um die Friedenskonferenz undurchdringlich zu machen. Auch seine eigene Natur erträgt die Öffentlichkeit nicht ...

IV. Das Phantom des Völkerbundes

Es ist merkwürdig: So scharf die französische Pressezensur gehandhabt wird, wenn es sich um Äußerungen handelt, die einen Frieden der Versöhnung oder auch nur den Vierzehn Punkten günstig sind, so nachsichtig ist sie, wenn es um versteckte oder auch deutliche Angriffe auf Wilsons „ideologische Gedankenflüge“ geht. In solchem Falle wird unter gewissen Umständen auch eine herbe Kritik an den Beschlüssen des „Zehnerrates“ gestattet ungeachtet der Tatsache, daß Clemenceau selbst diese Beschlüsse gebilligt haben muß, damit sie zustande kamen. Unter solchen Umständen läßt er es sogar zu, daß die Presse — wohlgemerkt: die von der Regierung inspirierte Presse! — den ganzen Zehnerrat, einschließlich Clemenceau und Pichon, beschuldigt, „den Deutschen in die Hände zu arbeiten ...“

Wie ist das möglich?

Wenige Tage nach dem 18. Januar, dem Tage, an dem zum ersten Male — und für lange Zeit zum letzten Male — die Vollkonferenz zusammengetreten ist (die nimmermüde Bosheit Clemenceaus hat auch hier die Verknüpfung mit Vergangenem herausgekehrt: der 18. Januar ist ja der Tag der Kaiserproklamation von 1871!) — wenige Tage danach also enthalten die Leitartikel vieler französischer Blätter ein und denselben Satz: „Man hat den Pflug vor den Ochsen gespannt“, und sie ergehen sich weiterhin in düsteren Perspektiven für die Zukunft der französischen Sicherheit ...

Was ist geschehen?

Der Zehnerrat hat einmütig beschlossen, daß als erster Gegenstand der Friedensprobleme die Gründung des Völkerbundes in Angriff genommen werden solle!

Wie? Wochenlang hat man in den französischen Zeitungen gelesen, daß der Völkerbund nichts sei als ein Luftschloß, eine Fata Morgana, die Ausgeburt einer großherzigen, aber erdenfernen Phantasie, daß er nimmer imstande sein werde, Frankreichs Sicherheit zu garantieren, daß man erst mit den Feinden endgültig abrechnen müsse, ehe man Pläne auf so lange Sicht schmiede — und nun soll doch zuerst der Völkerbund gegründet werden? Hat Clemenceau nachgegeben? Hat er sich von dem Sirenensang Wilsons betören lassen?

Gemach — es hat alles seine programmäßige Ordnung, es stimmt alles mit Clemenceaus Absichten aufs beste zusammen, sowohl der Beschluß, den Völkerbund zu gründen, wie der Angriff der Presse auf diesen Beschluß ... Nämlich so:

Die wenigen Tage der Besprechungen mit Wilson haben genügt, um Clemenceau zu überzeugen, daß der Amerikaner hartnäckig entschlossen ist, seinen Völkerbund in den Friedensvertrag hineinzubringen. Clemenceau glaubt so wenig an den Völkerbund, wie er an das ewige Leben glaubt. Aber er sieht den Völkerbund an wie die Religion: Zwar nützt er nichts, doch braucht er auch nichts zu schaden. Jedenfalls kann man verhindern, daß er etwas schadet — indem man es nämlich nicht dazu kommen läßt, daß ein Streit um die Völkerbundsidee entsteht, der Wilson Gelegenheit gibt, sich vor der Welt als den Verkünder des neuen Evangeliums aufzuspielen.

„Den Völkerbund läßt Wilson sich nicht gutwillig wegnehmen, so wenig wie ein Kind ein Spielzeug“, hat der Australier Hughes gesagt, der wie Clemenceau ein gewaltiger Spötter vor dem Herrn ist und von diesen neumodischen Projekten nichts hält. Clemenceau ist derselben Ansicht. Aber warum soll man den Zorn des Eigensinnigen wachrufen? Viel besser ist es doch, man entwaffnet ihn, indem man ihm das Spielzeug schenkt. Daß er damit Schaden anrichtet, wird man schon vermeiden können — und um so eher, als Wilson ganz offenbar selbst noch nicht weiß, wie denn der Völkerbund nun eigentlich aussehen soll. Nur daß es ihn geben muß, daß alles Heil von ihm kommen muß, weiß der Prophet aus USA. — aber einen Entwurf für seine Verfassung hat er nicht mit herübergebracht.

So ist denn Clemenceaus Entschluß schnell gefaßt. Es gibt einen französischen Vorschlag für die Reihenfolge der Beratungen, in dem der Völkerbund erst an zehnter Stelle steht. Sobald aber Wilson — es war ja zu erwarten — einen Gegenvorschlag einbringt, in dem der Völkerbund als Punkt 1 vorgesehen ist, verschwindet der französische Vorschlag in der Versenkung. Clemenceau selbst erklärt die Gründung des Völkerbundes für das Dringlichste, und das Kommuniqué teilt der Öffentlichkeit mit, daß der Zehnerrat die Einfügung des Völkerbundes in den Friedensvertrag beschlossen und eine Kommission zur Beratung der Statuten eingesetzt habe.

Damit ist das Zeichen zum Einsatz für den Chor der Empörung in der französischen Presse gegeben. „Frankreichs Sicherheit soll einem Phantom geopfert werden!“ „Frankreich wird das Opfer amerikanischer Träumerei!“ „Wer hat den Vorteil von all dem? Die Deutschen!“ So schallt es in wohlabgestimmten Klängen.

Das ist Clemenceau gerade recht. Der Widerstand gegen das Vorgehen des Zehnerrates — gegen sein, Clemenceaus eigenes Vorgehen! — kann gar nicht stürmisch genug sein. Denn Wilson kann daran ermessen, wie es kommen würde, wenn er endgültig die französischen Forderungen mißachtete.

Noch ist ja nichts festgelegt. Die Kommission wird über den Statutenentwurf beraten, lange, lange Zeit — und währenddessen wird der Zehnerrat die anderen Gegenstände, die wahrhaft dringlichen, in Angriff nehmen...

Ein Sieg Wilsons? Ein wahrer Pyrrhussieg!

Und noch aus einem anderen Grunde: In die Völkerbundskommission entsenden Lloyd George und Clemenceau Delegierte — Politiker wie Lord Robert Cecil, General Smuts und Leon Bourgois, die sich seit längerem mit detaillierten Plänen für einen Völkerbund befaßt haben, Juristen, Fachleute, die ihre ganze Arbeitskraft den Beratungen widmen können. Wilson aber bestimmt sich selber als Mitglied! Für die anderen ist der Völkerbund ein Problem zweiter Ordnung — für ihn ist es das Wichtigste von allem, und er wird die Zügel in der Hand halten! Er ist mißtrauisch gegen die Alliierten, aber auch mißtrauisch gegen seine eigenen Mitarbeiter — nur sich selbst traut er alles, mutet er alles zu. Noch fühlt er sich, ein Atlas, stark genug, die Welt auf seinen Schultern zu tragen — die Welt, die sich unter dem Namen des „Völkerbundes“ der Hegemonie der Vereinigten Staaten fügen soll.

Er wird alle Fäden in der Hand halten, ganz allein, ohne Mitarbeiter, ohne Rückhalt in der Öffentlichkeit. Hat es je solche Vermessenheit gegeben? Clemenceau hat recht: Man tut am klügsten, ihn gewähren zu lassen.

Und man läßt ihn so schnell wie möglich spüren, welche Last er sich aufgeladen hat.

* * *

Dieses war Wilsons Vorschlag für die Reihenfolge der Beratungsthemen gewesen: 1. Völkerbund, 2. Reparationen, 3. Neue Staaten, 4. Grenzen, 5. Kolonialbesitz.

Nicht zufällig hatte Wilson den Kolonialbesitz an die letzte Stelle gesetzt. Die Themen 2, 3 und 4 sind sehr weitläufig und verwickelt — bis hier die Beratungen Ergebnisse gezeigt haben, wird der Völkerbund deutlichere Gestalt angenommen haben, ja vielleicht schon in Wirksamkeit getreten sein. Und dann wird sich so oder so die Verteilung des Kolonialbesitzes unter den Auspizien des Völkerbundes regeln — und das heißt: Nicht England und Frankreich werden hier verfügen, sondern die „Gesellschaft der Nationen“ selbst unter Führung der Vereinigten Staaten.

Da geschieht etwas Bestürzendes: Am 22. Januar ist die Einsetzung der Völkerbundskommission beschlossen — am 23. Januar, als der Zehnerrat sich soeben versammelt hat, macht Lloyd George mit der unbefangensten Miene der Welt seinen Vorschlag: „Wir werden am schnellsten vorankommen“, so sagt er, „wenn wir zunächst die Fragen erledigen, die am wenigsten verwickelt liegen. Das sind nämlich die Fragen, was mit dem Orient und mit den Kolonien geschehen soll.“

Noch ehe Wilson sich von seinem Staunen erholt hat, sprechen Clemenceau und der Italiener Sonnino ihre Zustimmung zu diesem Vorschlag aus. Die japanischen Vertreter schweigen, wie immer. Wilson steht einer geschlossenen Front gegenüber.

(Fortsetzung folgt)



Für Kuchen, Süßspeisen, Saucen, Suppen und Salate.



Anzeigenwerbung = gute Werbung

Den Urlaub richtig genießen!

Spaziergänge in schöner Natur und fern vom Alltag — sie geben wirkliche Erholung und Kraft für die Rückkehr ins Berufsleben. Brennt aber einmal die Sonne zu heiß, wird der Tag zu anstrengend — dann geben ein paar Täfelchen Dextro-Energen schnell neue Spannkraft; sie helfen, Ermüdungserscheinungen zu überwinden, und verleihen Körper und Geist größere Ausdauer, Elastizität und Leistungskraft, ohne einen Reiz auszuüben. Päckchen 30 Pfennig in Apotheken, Drogerien und Reformhäusern.

Alleiniger Hersteller
Deutsche Maizena Werke A.G., Hamburg

„Hier Sportlager Weissensee!“

Bilder aus Deutschlands höchstgelegenem Studentensportlager in Kärnten



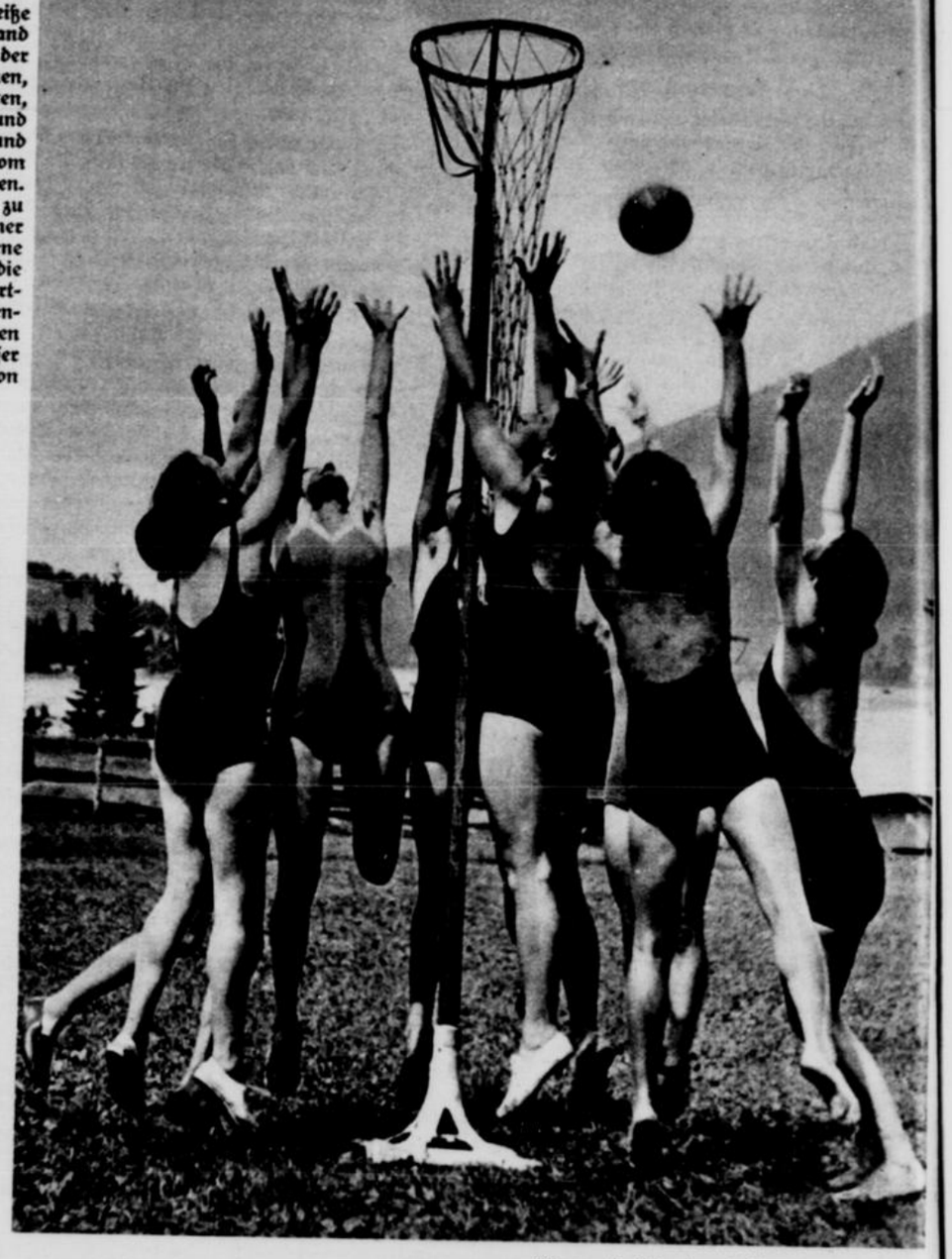
Wer kann wissen, wie viele „weiße Seen“ es im großen Deutschland gibt? Diese Frage sei gleichgültig — der „Weißensee“ aber, den wir heute meinen, der liegt in der Ostmark, im tiefen Kärnten, ganz genau gesagt: zwischen dem 13. und 14. Grad östlicher Länge und dem 46. und 47. Grad nördlicher Breite, nicht weit vom Großglockner in den Gailtaler Alpen.

Ihr werdet nämlich überrascht sein, zu hören, daß der „Weißensee“ mit seiner Spiegelhöhe von 930 m der höchstgelegene Badesee Europas ist. Aber auch ohne die ruhmvolle Eigenschaft würde das Sportlager der deutschen Studenten am Weißensee — Post Teschendorf — zu den schönsten und bedeutendsten Einrichtungen dieser Art überhaupt gehören. Denn fern von

Sportruhe im Lager der Frauen. Da wird lustig geplaudert oder gelesen, oder auch mal „heimlich“ ein (sonst wegen des Trainings verbotener) echter Wiener Kaffee zubereitet



Volkstanz als Erholung am sportfreien Nachmittag am Ufer des „Weißensees“



Wer möchte da nicht mitmachen, wenn man sieht, wie die gesunden Sportmädel im Sprung ihre Körper strecken, um die Bälle ins Netz zu werfen!



Ein feuchter Spritzangriff der Männer auf ihre weiblichen Sportkameraden. Einige von ihnen suchen ihr Heil in der Flucht — ins Wasser des hochgelegenen Badesees

Aufnahmen: Fritz Carl

Telefon, Autobus, Eisenbahn und weltab von dem Getriebe der Großstädte treffen sich hier junge deutsche Männer und Frauen zu dreiwöchigen Sportkursen. Die besten Sportlehrer der Ostmark unterrichten in allen Arten der Leibesübung, vom Schwimmen angefangen bis zum „Erholungssport“, dem Volkstanz. Über vier Monate wird dieses Sommerlager jährlich bezogen. Die männlichen und weiblichen Sportkameraden leben zwar dicht beieinander, aber in getrennten Lagern, die aus stabilen und wetterfesten Zelten bestehen. Aus fast allen Gauen des weiten Deutschen Reiches kommen hier Sportschüler zusammen. Jugendliche Gäste und schlanke Sporttypen trifft man von den Hochschulen aus Berlin, Königsberg, Hamburg, München, Wien — wer nennt die Namen alle! Wenn auch eine straffe Zeiteinteilung sportliche Ordnung in den Tagesablauf bringen muß, so bleibt doch für die Spätnachmittage und für die Sonntage noch viel Gelegenheit übrig, um in die nahen Alpenberge zu wandern, um über den smaragdgrünen See in Booten zu rudern, um sich auch einmal mit Muße gehenzulassen und zu aalen in sonniger Atmosphäre, im Kranze imponierender Berge.

Und die tiefklaren Wasser des Weißensees spiegeln die Gesichter glücklicher junger Sportmenschen wider ...

Bunter Bilder-bogen



Aus Moskau zurück
Mr. Strang, der wochenlang in Moskau antichambrierte in Sachen Einkreisung gegen Deutschland, ist, wie unser Bild zeigt, wenig zuversichtlich nach England zurückgekehrt Aufn. Schirner

Unten:
Aus dem Pariser Modebericht:
Zum Mausefallenhut trägt man eine Akkordiontasche
Aufn. Scherl





Groteske Blüten englischer Kriegshetze
Auf einem Festessen zu Ehren des Generalinspektors des Luftschutzes, Hodsoll (erster von rechts), in einem neuen Luftschutzkeller einer Londoner Firma versahen die Serviermädchen ihre Arbeiten in Luftschutzuniform mit Stahlhelm
Aufn. Presse-Hoffmann



Aufn. Weltbild

In vorbildlicher Haltung
gelang diesem Hitler-Jungen eine Übung im Kunstfahren auf den Radmeisterschaften der HJ. in Köln



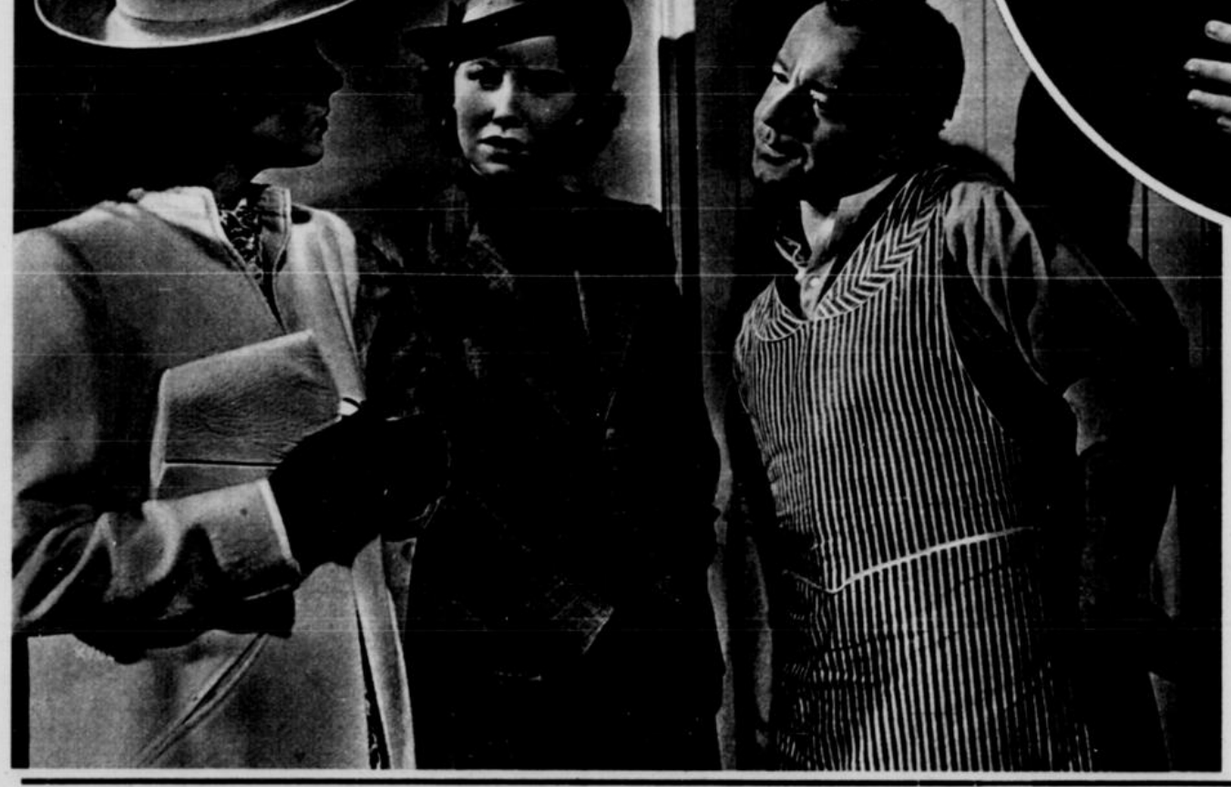
Feuersprung auf dem Motorrad
14000 Zuschauer waren auf einer Freiluftveranstaltung in Washington Zeugen dieser kühnen Motorrad-Akrobatik
Aufn. Scherl



Aufnahmen: Terra-Filmkunst

„Paradies der Junggesellen“





Szenen aus dem neuen Rühmann-Film:

Oben:

Nicht nur in jedem (Rüh-)Mann steckt ein Kind. Auch die beiden Staatsschauspieler Josef Sieber (links) und Hans Brausewetter treiben ein recht kindliches Allotria

Kreis:

Gebranntes Kind scheut das Feuer

Der zweimal geschiedene Standesbeamte Heinz Rühmann traut der Liebe (in der Person von Lotte Rausch) nicht mehr

Links:

„Eintritt für Damen verboten!“ Heinz Rühmann, Gerda Maria Terno (Mitte) und Hilde Schneider

Druck und Verlag W. Girardet, Essen (Deutschland). — Schriftleiter: Dr. Johannes Nithack (verreist), i. V. Herbert Götze, Essen. — Anzeigen: Peter Schmitt, Essen. — Die „Wochenschau“ (Westdeutsche Illustrierte Zeitung) erscheint wöchentlich einmal. Zu beziehen durch sämtliche Buch- und Zeitschriftenhandlungen des In- und Auslandes und durch die Post. Post-Bezugspreis: Monatlich 0,80 RM. einschließlich 8 Rpf. Überweisungsgebühren, ausschließlich 6 Rpf. Zustellgeld. — Erfüllungsort: Essen. — Anzeigen nach Preisliste Nr. 9 vom 15. 8. 39. — D. A. II. Vj. 1939 = 211993.

Ang. B 390 Bm.† | Ang. E 1078 Gft.' Hil. Overdarm. †